

Erzählung von Herman. Eger – Weildorf.
Vorwort

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts krönte den Hügel am südlichen Eingang von Weildorf, an der Straße nach Gruol eine romanische Kirche. Ein Kreuz bezeichnete bis in die 80iger Jahre des vorigen Jahrhunderts noch den Platz, wo die Kirche gestanden.

Als man dort vor etwa 50 Jahren ein Stück Feld zu einem Hopfengarten anlegte, stießen sie auf vermoderte Särgе und Knochenreste, ein Beweis dafür, dass der Schreiber, der inzwischen verloren gegangenen Pfarrchronik recht hatte, wenn er in seinen Aufzeichnungen von einer zweiten Kirche und einem dabei befindlichen Kirchhof auf diesem Platz erzählte.

Das Wiesental entlang gegen Westen standen die Gehöfte der Bewohner Klein-Weildorfs.

Der größte Teil des Dorfes erstreckte sich von dieser Anhöhe aus gegen Nord-Osten wo um die heutige Pfarrkirche die ebenfalls noch romanische Reste zeigt und in Ihrer Grundformen wohl bald ein Jahrtausend alt ist, das heutige Weildorf liegt.

Weildorf wird zum erstenmal genannt im Jahre 786 und zwar unter dem Namen „Wildorof“. In diesem Jahr schenkte Graf Gerold von Schwaben dem Kloster Sankt Gallen Güter in Weildorf.

Als im Jahre 1237 das Dominikanerinnen Kloster Kirchberg gegründet wurde, besaß die Kirche in Weildorf das Recht auf den dortigen zehnten und hatte auch Güter daselbst. (Dr. Kranz Geschichte des Klosters Kirchberg).

1260 erscheint Burkhard von Hohenberg als Patronatsherr der Weildorfer Kirche und Albert der III gibt im Jahre 1299 seine Zustimmung, dass die Brüder Bertold und Konrad von Wellendingen in die Kirche von Weildorf den Stkt. Petri-Altar stiften und Bischof Heinrich von Konstanz bestätigt am 19. Juli 1300 die Stiftung mit der Bestimmung, daß nach dem Ableben der Stifter, der jeweilige Abt vom Kloster Alpirsbach das Recht haben soll, diesen Altar mit einem tauglichen Priester zu besetzen.

Abt zu Alpirsbach war damals Johann der I. Die Aebte zu Alpirsbach hatten dann in der Folge nicht nur das Patronatsrecht der Pfarrei, sondern auch der Kaplanei in Weildorf inne. Der letzte katholische Abt war Jakob Hohenreuter von 1547 – 1563.

(Glatts Geschichte des Klosters Alpirsbach)

„In Weildorf bestand nach einer Urkunde vom 29. November 1385 ein kleines Dominikanerinnen Kloster, eine sogenannte Klausur, welche an die heutige Pfarrkirche angebaut war. Dieses Klosters geschieht auch noch Erwähnung in einer Renterechnung von 1548.

Am Ablauf des 16. Jahrhunderts hatte aber Weildorf durch Unruhen aller Art derart gelitten, dass dort keine Pfarrei mehr bestand und die Gemeinde von der Oberstadt Haigerloch aus pastoriert wurde.

Auch die Ordensgenossenschaft hatte derart abgenommen, dass das Kloster dem Aussterben und das Gebäude dem Verfall entgegen ging, weshalb die letzten Ordensfrauen ihren alten Stift verließen und unter Wahrung ihrer Rechte und Einkünfte in das Kloster Gruol übersiedelten.

Gruol selbst war bis zum Jahre 1462 Filiale von Weildorf und wurde von dem Kaplan versehen, der dann mit Erlaubnis des Pfarrers im vorgenannten Jahre nach Gruol übersiedelte. (Mitteilung des Geschichts- und Altertumsverein 1886/87)

Weildorf war auch Mutterpfarrei von der Oberstadt Haigerloch, von Bittelbronn und Hospach. Letztes jetzt nur noch ein Hof, gehört kirchlich heute noch zu Weildorf.

Zur Zeit da unsere Erzählung spielt, waren auf dem Höhenrücken nach Süden zu die Trümmer eines Herrensitzes sichtbar, woran der Feuename „der Edelmann“ erinnert.

Zu Anfang des 16. Jahrhunderts waren im Westen von Klein – Weildorf ein Waldstück gerodet worden, „die Reute“.

Durch die Beseitigung des Hochwaldes freigelegt, ragte auf der, die ganze Ortsmark beherrschenden und weithin gegen Norden, Süden und Osten sichtbaren Höhe, das Hochgericht für den Bezirk, „der Galgen“.

Von Haigerloch her führte am „Galgen“ vorbei der „Totenweg“ nach dem Israelitischen Friedhof, der drinnen zwischen den hohen Tannen des „Holgenwaldes“ liegt.

Dieser alte Friedhof, mit seinen halbversunkenen Grabsteinen ist umgeben von einer großen Anzahl Trichtergruben.

Diese Gruben hielt man öfters für uralte menschliche Siedlungen aus der Steinzeit, Mardellen, während die Nachgrabungen ergaben, dass es wahrscheinlich verlassene Steinbrüche sind (Siehe Hodler Seite 3).

Der Friedhof dürfte seit Mitte des 16. Jahrhunderts bestehen und diente diesem Zweck als Begräbnisstätte, schon als die Gruben ausgehoben wurden, denn der Friedhof bildet die einzige ebene Fläche im oberen Teil dieses Waldbezirkes. Der älteste erhaltene Grabstein trägt die Jahreszahl 1567.

An den „Holgenwald“ grenzen im Süden und Norden die Gruoler und Weildorfer Weinberghalden. Aus der Gruolerhalde sollen die Steine für die Haigerlocher Schlosskirche gebrochen worden sein, deren Bau im Jahre 1584 begonnen und 1607 oder 1608 vollendet wurde.

An die Weildorfer Weinberghalde schließt sich der „Auchtet“, unter welcher Bezeichnung man Herbst oder auch Morgenweide verstand.

2. Seite

Im „Kohlwald“ und den „Kohläckern“ die an den Auchtet stoßen waren früher die Kohlplätze, Kohlhaufen, wo die Köhler die Schmiedekohle brannten.

Unter den Kohläckern liegt der Hof „Tannenburg“ vor Jahrhunderten wohl eine Burg die von Wald umgeben war, dann 1585 bis 1594 wurden bei der „Tannenburg“ die Stöcke gerodet. Die „Hirschäcker“ nordöstlich vom Hof dürften an die frühere Waldgrenze erinnern.

In den „Haidenwiesen“ gegen Norden liegt das „Schelmengärtle“. Unter „Schelmengärten“ oder mancherorts auch „Schelmenwasen“ verstand man, schreibt Dr. M.R. Buck in den Mitteilungen 1873/74, Plätze, an denen Mensch und Vieh die durch Seuchen gefallen waren, verscharrt wurden. Zuweilen sind die Schelmenwasen alte, längst verlassene Friedhöfe, einzelne vielleicht in die altalemanische, ja selbst römische Zeit hinausreichend.

Gehen wir auf dem Weg um die Ortsmark weiter, kommen wir den Triebwasen entlang am „Metzengrab“ vorbei dessen Geschichte ich im Vorjahr erzählte.

Auf dem „Triebweg“ wurde das Vieh zur Weide getrieben. Dort liegt gegen Osten von Weildorf aus gesehen auch der „Stellbaum“. Unter Stelle verstand man in der alten Zeit eine Einfriedung für das Vieh und das nächtliche Viehlager.

In der Nähe des Dorfes befindet sich die „Wolfgrube“ an deren früheren Bestand ebenfalls noch ein Flurname gemahnt und von dem dortigem Hügel grüßte eine Kapelle hernieder. Nur der Name „Käpellesrain“ erinnert noch an ihren einstigen Bestand.

Ein langes Stück Orts – und Heimatgeschichte ist in den vielen Flurnamen enthalten. Manche von ihnen findet man fasst in allen Dörfern des Schwabenlandes.

In diesem Rahmen wollen wir die Bewohner der damaligen Zeit, etwa 1565 handelnd stellen. In der heutigen Sprache wollen wir sie reden lassen, denn viele ihrer Worte würden wir kaum noch verstehen.

Hat sich aber auch die Sprache eines Volkes verändert, die Menschenherzen sind sich gleich geblieben. Darum sagt mit Recht der Dichter F.W. Weber:

Menschen sind die Menschenkinder
Aller Zeiten aller Zonen
Ob sie unter Birkenbüschen
Ob sie unter Palmen wohnen
Ob sie vor dem Christengotte
Ob vor Wodan sie sich bücken
Ob sie sich in Lumpen bergen
Oder sich mit Purpur schmücken
Und solange Haß und Liebe
Furcht und Gier auf Erden schalten
Werden sich der Menschheit Lose
Ähnlich oder gleich gestalten.

1. Kapitel

Man schrieb das Jahr 1565. Ein Spätherbstabend war`s. Der Sturm brauste übers Land und trieb wilde Regenschauerprasselnd gegen die bleigefassten Fensterscheiben, so dass die Leute in den Stuben sich näher zum Ofen machten und halblaut vom Wodansheer („Wutisheer“) erzählten, jenem schrecklichen Gefolge von Toten, die vom alten germanischen Sturmgott Wodan angeführt in solchen Nächten über Wälder und Felder, Berge und Täler dahinjagen.

Wehe dem Wanderer, der bei solchem Wetter unterwegs, auf einen Angehörigen des wilden Heeres traf. Entsetzliche Dinge wusste man sich hierüber gegenseitig zu berichten, so von jenem Nachtwächter, dem ein Kriegermann aus dem Totenheer begegnete, dem der Kopf bis auf den Hals gespalten war und der den Wächter bat, er solle ihm den Kopf wieder zusammenbinden. (Zimmersche Chronik)

Und doch gab es Menschen die in jener Sturmnacht draußen waren.

Aus dem Hochwald im Westen von Weildorf traten zwei in Regentücher gehüllte Gestalten. Die schreckte der Sturm und Regen, das klagende Ächzen der vom Wind gebogenen Tannen, das Krachen der brechenden Äste nicht. Einige Schritte aus dem Wald getreten, erblickten ihre, an die Dunkelheit gewöhnten Augen, die mächtigen Umriss der gewaltigen Eiche die nicht fern vom Waldrand stand. „Bei der Eich“ draußen, bezeichnete man im Volksmund heute noch diesen Platz, obgleich die Eiche schon mehr als 70 Jahre beseitigt ist.

3. Seite

„Jetzt kenne ich mich wieder aus“ sagte der Eine der Wanderer, „dort steht die Eiche und wenn's nicht so finster wäre, sähen wir schon die Häuser von Weildorf“. „Also kehren wir wieder zu unseren Leuten zurück“, darauf der Andere „denn für einen Besuch dort ist es noch zu früh“. Sie machten kehrt und verschwanden wieder im Waldesdunkel, gingen den leichten Hang hinauf und kamen in den Waldteil wo sich jene mehr als 200 Trichtergruben befinden.

Dort waren bereits eine Bande verwildeter Menschen daran mit Holz und Reisig die tiefsten Löcher abzudecken. An vom Sturm geschützten Stelle brannten Feuer um welche frierend zerlumpfte Kinder kauerten.

Wüstes Fluchen und rohes Gelächter übertönte manchenmal wieder das heulen des Sturmes und sicher hätten die Erzählungen vom Wodansheer neue Bestätigung gefunden, wenn ein verirrter Wanderer den wirren Lärm gehört und die von der gespenstigen Helle der Lagerfeuer beschienenen Gestalten, mit dem Wind gepeitschten Gewänder hätten hin und her eilen sehen.

Am selben Abend als im Walde draußen so reges Leben herrschte, saßen beim Dorfvogt von Weildorf, namens Nikolaus Pfeffer, der sein Anwesen in Klein-Weildorf, hinter dem Friedhof der dortigen Kirche hatte, eine Anzahl Leute beieinander. Das Anwesen des Vogts umfasste eben 40 Jauchet Feld und war dem Frauenkloster Kirchberg Zins und Zehntpflichtig. Der Lehnhof von Klein-Weildorf ward der Besitz genannt. Lehgasse heißt noch heute jener Weg der dort vorbei führt.

Der Schein des Rinspanfeuers das im Ofen brannte, beleuchtete die große kräftige Gestalt des Vogts. Dichtes teilweise ergrautes Haar und ein blonder Bart umrahmten sein Gesicht aus dem noch die blauen Augen mit jugendlichem Feuer blitzten.

Der Vogt stand in der Mitte der Sechziger und hatte in seinem Leben schon viel mit gemacht. Unaufhörliche Kämpfe der Grafen untereinander verwüsteten das Land und nur seine Tatkraft und rasche Entschlossenheit hatte bis jetzt größeres Unheil abzuwenden vermocht.

Der welcher dem Vogt gegenüber am Eichentische saß, war sein Freund und Nachbar Georg Huber, dessen Besitz ebenfalls in Klein-Weildorf lag und an die südliche Kirchhofmauer grenzte. Huber versah neben seiner Landwirtschaft noch den Messnerdienst in den zwei Kirchen Weildorfs und unterrichtete in den Wintermonaten die Dorfbewohner, soweit sie hierzu Willens waren, im Lesen und Schreiben. Der Vogt und der Messner waren außer dem Pfarrer die einzigen Männer die geläufig lesen und schreiben konnten. In Ihren Jugendjahren waren beide als Knechte im Kloster Kirchberg gewesen und hatten sich dort in ihrer freien Zeit diese Kenntnisse angeeignet.

Dort hatte Georg Huber auch unter Anleitung einer Klosterfrau Musik gelernt und brachte als er heimkehrte als Geschenk der Ordensfrauen eine Geige mit, die der Tiroler Tieffenbrucher in Bologna gebaut. Neben dem Messner saß der Bruder des Vogts Johann Pfeffer, der Dorfschmied, der um einige Jahre jünger seinem Bruder an Körpermaß und Kraft nicht nachstand. Sein Anwesen und seine Werkstatt lagen in der Nähe der heutigen Pfarrkirche. Auf dem Kilchberg nannte man jenen Ortsteil.

Peter Lenz der Bauer und zugleich Wagner der Gemeinde, saß dem Schmied Pfeffer gegenüber. Sein Hof stand im Unterdorf von Groß-Weildorf. Dort hatte auch der vierte Mann, der außer dem Vogt an der Zusammenkunft teilnahm seine Behausung. Er hieß Adam Kirn und war der Maurer und Baumeister der Gemeinde.

Man hieß dieses Kollegium in alten Zeiten den Rat der „Bierer“ und die Männer, welche ihm angehörtem genossen großes Ansehen. Eine alte Landesordnung vom Jahre 1557 sagt von ihnen, „damit man nicht allwegen eine ganze Gemeinde zusammenberufen muß, so ist für gut angesehen, dass allweg Vogt und Gericht bei ihren Eiden vier taugliche Personen aus der Gemeine erwählen, die dem Vogt helfen handeln, setzten und entsetzten. Was das Dorf oder Flecken antrifft und was dieselben also machen, dem sollen sie in der Gemeinde treulich nachkommen. (Graner Hohenzoller)

Wichtige Angelegenheiten waren, die den Rat an diesem Abend zusammenführte.

Aber nicht allein waren sie in der Stube. Nächst dem Ofen und damit dem Rinspanlicht, saßen die Spindeln drehend des Vogts Weib eine Veronika geborene Stauß und des Messners Tochter Barbara, die mit dem Vater gekommen. Barbara war jetzt 18 Jahre alt, hatte aber schon seit Jahren keine Mutter mehr. Des Vogts Weib nahm sich mit mütterlicher Liebe ihrer an, so dass sie jetzt des Vaters Haushalt musterhaft besorgen konnte. Sie war ein stilles, braves Mädchen und für ihre Jugend etwas traurig blickten ihre braunen Augen in die Welt. Es war kein Wunder, denn ein großes Kreuz lastete auf dem elterlichen Haus, ihr Bruder jetzt 25 Jahre alt, war fast ganz erblindet. Eine Krankheit die ihn vor einigen Jahren in die Augen zog, hatte das Unheil verschuldet. Doch hell strahlten Barbaras Augen auf wenn sie am Sonntag im Juni mit ihrer glockenreinen Stimme des Vaters oder Bruders Geigenspiel begleitete.

Eben trat der Sohn des Vogts, Namens Gabriel, ein Hühne von Gestalt., der seinen Vater noch um Haupteslänge überragte, mit seinem armen blinden Freund, dem Messnersohn Dominikus in die Stube und die beiden setzten sich still auf die Ofenbank, dem Gespräch der Männer zu lauschen. Dominikus war etwas mehr als mittelgroß, hatte dunkelblondes lockiges Haar und sein Antlitz war von solch edlem Schnitt, dass die Leute ihn nicht Dominikus sondern Angelus, den Engel, nannten. Zu den beiden Freunden gesellte sich nachher noch des Vogts Tochter Luzia, die 20 Jahre zählte. Schwarze Haare und braune Augen hatte sie von ihrer Mutter geerbt. Voll Liebe und Güte schaute sie auf den Blinden, setzte sich an seine andere Seite und weich legte sich ihre Hand in die Seine. Er kannte diese Hand und Luzia nannten seine Lippen halblaut ihren Namen.

4. Seite

„Wenn nicht alles trügt“ nahm jetzt der Vogt das Wort, nachdem man bisher von dem und jenem geredet, „gehen wir wieder unruhigen Zeiten entgegen. Heute war ich bei den Dominikanerinnen auf Kloster Kirchberg und die Priorin weiß Bescheid von bewaffneten Haufen die von Rottweil her im Anzug sind. Von den Stadtsoldaten Rottweils vertrieben sollen sie sich in die Waldungen bei Leidringen verschlagen haben, aus denen sie bald wieder irgendwo hervorbrechen werden.“

Es seien an die 300 Leute, darunter etwa 70 Männer die zum größten Teil bewaffnet seien. Er hätte, führte der Vogt weiter aus, den Rat der Bierer zusammenberufen um von ihm zu hören, wie man sich verhalten solle, wenn ein Einfall ins Dorf erfolge“.

„Wenns nur Bettelvolk ist“ darauf der Messner, dann gibt man zu Essen und zu Trinken dem Gesindel und sie werden wieder weiterziehen“. „Damit wir nachher selber Hunger leiden müssen. Jahr um Jahr geht's jetzt so fort. Fehden, hin und hin Zigeuner, Bettlerzüge, entlassene Soldaten mit Wehr und Waffen, von Weib und Kind gefolgt, verlangen Kleidung, Speis und Trank.“

„Lohnt sich´s überhaupt noch eine Scholle anzubauen und ein Stück Vieh zu halten“, rief der Schmied, des Vogts Bruder und schwer als ob er Eisen auf dem Ambos schmiedete, fiel auf den Eichentisch die harte Faust. „Recht hast Schmied“ ließ sich jetzt Adam Kirn, der Maurer hören. „Schon Jahr und Tag vergeht, kein Stein kommt mehr zum andern, niemand baut nur einen Hühnerstall, denn seines Hab und Guts ist keiner sicher. Land auf Land ab geht Haus und Hof in Flammen auf und kampflös sollen wir dazu noch diese Banden füttern“.

Lenz der Wagner, mischt sich bedächtig in´s Gespräch, es galt im Handel und Verkehr als Klügster der Gemeinde. „Was der Schmied und Kirn sagen stimmt ja schon. Hunderte von Landstreichern und Bettlern suchen uns seit Jahren heim. Jedes abgebrannte Dorf und jeder Hof bringt den Horden neuen Zuwachs, denn das Gesinde schließt sich, durch die Vernichtung der Arbeitsstätte brotlos geworden, ihnen an, um wenigstens des Lebensunterhalt zu finden. Doch es ist zwecklos sich ihrer mit Gewalt zu erwehren. Deß Messners Meinung bin ich auch, suchen wir, falls unser Dorf von den Banden heimgesucht wird, zu erreichen, dass sie bald weiterziehen, wenn wir auch dies und jenes opfern müssen.“

Jetzt trat des Vogts Sohn, Gabriel, der bisher still aber mit steigender Erregung zugehört in den Lichtkreis der Stube und rief aus: „Der Schmied und der Maurer Kirn sie haben recht. Schon seit Jahren müssen wir diesen umherziehenden Bettler- und Diebesbanden einen zweiten und dritten Zehnten geben.“

Der Vogt erhob sich. Mit ernstem Blick maß er den Sohn und sprach: „Wir sind hier versammelt als der Rat der Bierer und du hast kein Recht dich in unser Gespräch zu mischen. Um ein Urteil abzugeben bist du mit deinen 24 Jahren noch zu jung. – Hörst Du den Herbststurm durch die Gassen heulen? Ein Feuerbrand geschleudert auf das Strohdach eines Hauses, setzt unser ganzes Dorf in Flammen. Die Drescharbeit ist kaum angefangen, nichts blieb uns jetzt in solcher Lage als durch eine Feuersbrunst von Haus und Hof vertrieben den Winter über, auch bettelnd von Dorf zu Dorf zu ziehen. Die Jugend mag das leichter nehmen als das Alter. Wohl kannst du mit deiner Riesenstärke zehn darniederhauen, doch gegen Hinterlist und Tücke schützen keine Menschenkräfte.“

„Ich steh zum Messner und zum Lenz. Kommt ein Einfall in unser Dorf werden wir versuchen die Horden im Frieden wieder los zu bringen. Gelingt dies aber nicht, ist´s immer noch Zeit mit Bengeln dreinzuschlagen“.

Der Schmied, und auch Maurer Kirn, waren noch nicht so schnell von dem überzeugt, was zu Gunsten einer friedlichen Regelung vorgebracht wurde.

Der Schmied riet Wachen aufzustellen, durch Feuersignale und Sturmgeläute alle wehrhaften Leute von Weildorf und der Umgebung zusammenzurufen, wenn Gefahr drohe, dann werde es gelingen einen Angriff abzuschlagen. Das Recht müsse doch zum Siege führen. Dem gegenüber beharrte der Vogt auf seinem Standpunkt; schilderte die Kämpfe des Bauernkrieges die er als 25-jähriger erlebt und gab der Meinung Ausdruck, dass nach seinen Erfahrungen im menschlichen Leben, Recht nicht immer Sieg bedeute. Furcht kenne er nicht, aber er wolle keine Gefahr unnutz heraufbeschwören.

Einen Augenblick trat Stille ein, denn keiner getraute sich mehr dem Vogt zu widersprechen, der ja die Mehrheit aus dem Rat der Bierer mit seiner eigenen Stimme, schon auf seiner Seite hatte. –

Mit Angst und Schrecken hatten die Frauenpersonen dem Gespräch der Männer gelauscht. Was sollte daraus werden, wenn den ganzen Winter über keine Ruhe im Lande war. Schon seit Jahren sah man voll Angst der Nacht, mit Furcht dem neuen Tag entgegen. Das Rauben und Mordbrennen nahm kein Ende. Schreckenstaten von Nah und Fern wurden jeden Tag von Dorf zu Dorf erzählt.

„Es herrschte ein unerschwinglicher Ueberlauf, nicht allein von armen Weibern und Kindern aus den benachbarten Städten und Flecken, sondern auch von einheimischen und fremden Landsknechten, Studenten, Musikanten, Schreibern, Lakafen und dergleichen sagt der Chronist“. Des Winters drängen sie sich in die Stuben herein und lagern sich um die Tische und Kachelöfen, dass man weder aus noch eingehen kann.“

Eine Verordnung des Herzogs Christoph von Württemberg vom Jahre 1556 klagt über jene Zeiten: „Wir befinden täglich, dass die mordbrennerischen Buben ihr mörderisch Führnehmen ins Werk bringen, nicht allein etliche Häuser und Scheunen, sondern ganze Flecken. Dörfer und Schlösser durch angelegtes Feuer verzehrt werden und zwar so eilends, dass auch etwa die Alten nicht entfliehen konnten und samt den Kindern jämmerlich und erbärmlich verkommen und verbrennen mussten“.

5. Seite

Die Bösesten unter dem räuberischen und mörderischen Volk, waren die aus dem Soldatendienst entlassenen Landsknechte, welche in zahlreichen Rotten umherzogen, sich bei den Bauern einquartierten und die größten Ausschreitungen begingen. In ihrem Gefolge befanden sich allerlei Landstreicher, Bettler, Bettlerinnen, Zigeuner und was nur Namen hat. Für unzählige, ohne Heimat, ohne festen Beruf und Wohnsitz umherschweifende Menschen, wurde der Bettel zum eigenen Lebensberuf. (Jansen Band VIII)

Unter dem Eindruck dieser Zeitverhältnisse standen die Leute, welche an jenem Abend in der Lehnhofstube beisammen waren und durch den Vogt von der Möglichkeit eines Bettlereinfalls unterrichtet, mit Bangen der dunklen, stürmischen Herbstnacht entgegensehen.

Was wird sein, was wird werden, dies waren die stummen Fragen die auf aller Lippen schwebte, bis auf einen, der Vogtssohn Gabriel, der sich vom Vater zurechtgewiesen still auf seinen Platz zurückgesetzt.

An ihm bebte alles vor Erregung, der er nicht mehr Ausdruck zu geben wagte. Sie sollen nur kommen, die Banditen, er fühlte die Kraft in sich, es mit einem ganzen Haufen aufzunehmen.

Man redete nicht mehr viel. Der Schmied stützte den Kopf auf die geballten Fäuste und überlegte wie er Sensen gerade, Keulen schmieden wolle, mit denen man einen Angriff abwehren könnte.

Voll Sorge um das Dorf, das eigne Hab und Gut, so ging, es möchte Abends um 9 Uhr sein, der Rat der Bierer auseinander.

2. Kapitel

Etwas abseits der Lehnhofgasse und der Häuser von Klein-Weildorf stand am südlichen Hang eine armselige Hütte, schon seit Jahren bewohnt von einer Frau die man im Ort und der ganzen Umgebung nur die „Kräuter-Annl“ nannte. Woher Sie kam wusste niemand bestimmt. In dem leerem Häuschen das zum Lehnhof gehörte, ließ sie sich mit des Vogts Erlaubnis nieder, flickte die defekte Wickelwände aus und reparierte das morsche Strohdach mit Roggenstroh das sie vom Lehnhof erbat. Den Sommer über sammelte die Kräuter-Annl in Feld und Wald allerlei Heilpflanzen und Wurzeln zu Arzneien für Mensch und Vieh, die sie in den Dörfern verkaufte oder gegen Lebensmittel eintauschte.

Jetzt im Alter von 40 Jahren stehend war Kräuter-Annl eine große staatliche Frau und bewegte sich trotz ihrer Armut so Stolz und selbstbewusst, als ob sie über Länder zu gebieten hätte.

Man erzählte sich, sie sei einst die Geliebte eines Grafen gewesen, von diesem aber als er ihrer überdrüssig, der Not und Armut überlassen worden. Voll Zorn hätte sie jene Gegend verlassen und wie viele in jenen Zeiten, jahrelang ein wildes Wanderleben geführt. Dessen satt, sei für die Kräuter-Annl die elende Hütte ein willkommener Unterschlupf gewesen. Doch wussten die Leute in den Dörfern nicht, dass die Annl die Verbindung mit ihrer früheren Bekannten aus der Vaganten- und Zigeunerwelt noch nicht ganz abgebrochen und sie, wenn im Frühjahr die ganze Natur spross und blühte, ein ungezügelter Drang hinaus führte zu den wilden Scharen mit denen sie dann wochenlang umherzog.

Die „Gräfin“ nannte man Annl in diesen Kreisen und mit einer gewissen abergläubischen Furcht schauten auch die Verwegensten der Bande zu ihr empor.

An dem Spätherbstabend nun, als im Vogtshaus der Rat der Bierer tagte, saß die Kräuter-Annl in ihrem Häuschen am Feuer und träumte von vergangenen Zeiten.

Es war eine Stunde vor Mitternacht, als jemand an ihre Türe klopfte. Sie öffnete und vor ihr standen jene zwei Menschen die schon bei einbrechender Dunkelheit das Terrain sondiert hatten.

„Was wollt ihr hier?“ herrschte sie die Kräuter-Annl an. „Verzeiht Gräfin“, sprach der Eine, „dass wir bei so später Stunde noch deine Ruhe stören, aber wir sind draußen im Holgenwald und bei diesem Hundewetter halb erfroren“.

„Dann nehmet hier am Feuer Platz und wärmet euch“ wurden sie von der Annl eingeladen. Beide traten in den Feuerschein und legten ihre Regentücher ab. Der eine war mittelgroß und kräftig gebaut.

Schwarzes struppiges Haar bedeckte sein Haupt und ein verwilderter Bart in dem Gesicht voller Pockennarben gab dem Mann, der weitherum als der „schwarze Peter“ bekannt, das Aussehen eines Räubers. Klein und schwächling war sein Begleiter, und aus seinen Gesichtszügen sprachen List und Tücke. Er, ein verkrachter Student, der durch seinen Leichtsinns aus der Bahn geworfen war, zum Landstreicher geworden. Der „Fuchs“ nannten sie ihn bei der Bande, sein eigentlicher Name war niemand bekannt.

„Wir brauchen zu essen“, nahm jetzt der „schwarze Peter“ das Wort, denn wir lagern mehr als 300 Personen draußen in den Gruben des Holgenwaldes. Durch die Waldungen kamen wir gegen Abend über den Zigeunerweg in die Nähe von Weildorf. Ich kenne die Gegend von meiner Jugendzeit her, wo ich im Winter frosterstarr vom Schmied Pfeffer aufgenommen wurde, der mich, da er kinderlos, im Schmiedehandwerk ausbilden wollte. Doch hielt ich es nur ein Jahr aus und als der zweite Sommer in Land zog, lief ich davon. Weildorf habe ich aber seither immer gemieden.“ „Du weist warum höhnte“ sein Begleiter „Dir war es Angst von deinem früheren Meister, auch heute noch, sonst säßen wir anstatt im Walde draußen bei den Bauern von Weildorf in der warmen Stube.“

„Sei du still“ brauste Peter auf, so schlimm wie mit dir stehts um mich noch lange nicht, denn du bist nur mit knapper Not dem Strick entgangen, als sie die Räuberbande des Franz Kugel aus dem Allgäu fingen. (Prozeß hierüber 1556)

Die „Gräfin“ hatte ruhig zugehört und fragte nun verwundert: „Zu essen braucht ihr und kommt zu mir, ich meine ihr habt euch in der Tür gerirt, bei mir ist nichts zu holen“.

„Wegen dessen sind wir zu dir nicht gekommen und gehen wieder, nachdem wir uns gewärmt“, sagte Fuchs, und du weißt von nichts, wenn morgen im Dorf etwas nicht in Ordnung sein sollte“.

„Es wäre mir lieber gewesen, wenn ihr nicht in die Gegend gekommen, denn die Leute hier taten mir nur Gutes. Was ihr zwei diese Nacht noch treibt geht mich nichts an, aber, sprach die „Gräfin“, und erhob sich von der Bank auf der sie bisher saß und stellte sich drohend vor die Banditen, die sich unwillkürlich duckten, „in Weildorf will ich keinen mehr von euren Leuten sehen“.

„Morgen gegen Abend ziehen wir weiter, dem Mühlbach zu“, versprach der schwarze Peter. Sie schieden bald darauf mit kurzem Gruß.

Der Sturm tobte in aller Heftigkeit fort und rabenschwarz war die Nacht, als die beiden Gauner durch des Vogts Scheuer in den Stall drangen der abseits vom Wohnhaus an der Giebelseite der Scheune stand. Dort hatte, wie dem schwarzen Peter von der Jugendzeit her bekannt der Lehnhofer sein Jungvieh stehen.

Zwei der besten Stücke wie sie durch Befühlen feststellten machten die Banditen los, legten ihnen die mitgebrachten Halfter an und führten diese durch die vorher geöffnete Stalltüre ins Freie.

Ganz geräuschlos ging der Raub nicht ab, aber dadurch, dass der Stall von den Wohnräumen ziemlich entfernt lag und das Heulen des Sturmes jedes Schreien der Tiere übertönte, war es den Dieben möglich, ihre Beute in Sicherheit zu bringen.

Im Walde draußen brach, als der schwarze Peter und Fuchs mit ihrem Raub eintrafen, lauter Jubel aus.

Andere von der Bande hatten durch Einbruch und Drohung im nahen Gruol ein Fässchen Branntwein erbeutet. Brot war vom letzten Streifzug her noch vorhanden, so konnte die Mahlzeit bald beginnen. In etwa 30 Gruben hatten sich die Scharen gelagert und überall flammten, frisch geschürt, die Lagerfeuer auf.

Gegen 5 Uhrmorgens legte sich der Sturm und leichter Schneefall zog der Mutter Erde den ersten weißen Wintermantel an.

Damit wurden die Spuren des nächtlichen Raubes verwischt.

Kaum graute der Tag, als die Bauern von Klein-Weildorf an die gewohnte Tagesarbeit gingen. Der Lehnhofbauer war der erste, welcher die Stellungen betrat und sofort im hinteren Stall das Fehlen der zwei Stück Vieh bemerkte, denn die Stalltüre stand offen und an der Krippe lagen die Ketten, mit denen die Tiere angebunden gewesen.

Er ging ins Haus zurück, traf dort im Pferdestall den Sohn, den er fragte, ob gestern Abend im Rinderstall die Türe nicht richtig geschlossen worden sei.

Gabriel beteuerte jedoch, er hätte gut verriegelt. „Es fehlen zwei der schönsten Rinder“, sagte der Vogt, und die Türe stand weit offen, der Sturm dieser Nacht wird durch das ständige Rütteln die Riegel verschoben und die Tiere von den Detten losgekommen, das Freie aufgesucht haben“. Gabriel wurde unsicher, möglich war dies schon, aber dann konnten sie nur nach der Herbstweide im Auchtet, auf der sie bis in die letzten Tage aufgetrieben gewesen, gelaufen sein.

Also galt es dort Nachschau zu halten.

„Warten wir noch einige Stunden“, meinte sein Vater, „dann muß der Schnee der Sonne weichen, denn das Wetter hellt sich auf. Da im Neuschnee keine Spuren zu entdecken, sind die Tiere, vor es schneite, fortgelaufen und ihr Weg wird verfolgt werden können“.

Hiegegen war nichts einzuwenden, denn das Vieh welches in jenen Zeiten Tag für Tag auf der Weide ging, kehrte am Abend schon selber wieder. Deshalb war die Sorge darum auch nicht groß.

Als die Leute vom Lehnhof dann beim Morgenessen, einem Haferbrei, saßen, kam der blinde Dominikus vom Messnerhaus herüber und mit ihm sein Wolfshund „Karo“, der ihn tagsüber auf Schritt und Tritt begleitete.

Dominikus erzählte, er hätte beinahe die ganze Nacht gewacht und glaube bestimmt Vieh schreien gehört zu haben, auch sein Hund sei sehr unruhig gewesen.

Die Leute vom Lehnhof lachten.

„Du hast dich nicht getäuscht, Dominikus“, gab der Vogt Bescheid, „denn der Sturm hat die Türe am hinteren Stall aufgerüttelt und zwei Rinder die losgekommen liefen weg, jedenfalls auf die noch gut bekannte Herbstweide im Auchtet. Wenn wir gegessen, der Schnee der Sonne gewichen und man den Spuren folgen kann wird Gabriel auf die Suche gehen und die Tiere in den Stall zurücktreiben.“

Da es bisher trocken, werden sich die Spuren in dem durch den Regen von heute Nacht aufgeweichten Boden gut verfolgen lassen.

Inzwischen hatte sich auch die Kräuter-Annl im Lehnhof eingefunden, etwas Milch zu holen, hauptsächlich aber, um zu erfahren, ob im Dorf nichts vorgekommen. Bald wusste sie von dem Fehlen des Viehes und verließ des Vogtshaus wieder. Sie ging nach ihrer Hütte, verweilte aber nicht lange dort, denn kurz darauf schritt sie einen Fußweg das Tal entlang dem Holgenwalde zu. Der Schnee hatte inzwischen der Sonne weichen müssen.

Ungefähr zu gleicher Zeit folgte Gabriel mit einem Stock ausgerüstet den leicht kennlichen Spuren des Viehes, nur fiel ihm bald auf, dass menschliche Fuß eindrücke sich in gleicher Richtung zeigten. Bei der Eiche draußen in der Nähe des Waldes zweigten die Spuren vom Wege nach dem Weideplatz, dem Auchtet, ab und führten dem Holgenwalde zu. Die Fuß eindrücke von Mensch und Vieh weiter, mit immer rascheren Schritten verfolgend, hörte der Vogtssohn bald den wirren Lärm von Menschen. Auf der Höhe angelangt sah er das Lager der Landstreicher vor sich.

Nur einige Schritte von ihm entfernt lagen die abgetrennten Köpfe und Häute der aus dem Stall seines Vaters verschwundenen Rinder. Eine unbändige Wut erfasste Gabriel und als in dem Augenblick „Fuchs“ der Räuber aus den

Büschchen trat, höhnisch an ihm empor schaute, zugleich in den Wald hineinrufend: „He aufgepasst, Goliath kommt vor das Lager Israels“, schlug ihn der Vogtssohn ohne ein Wort zu verlieren mit einem Fausthieb nieder.

Zugleich aber eilten aus dem Lager wild ausschauende Männer herbei, die Gabriel umringten und wissen wollten warum er ihren Kumpanen geschlagen habe.

„Ihr habt meinem Vater, dem Vogt von Weildorf 2 Rinder gestohlen, dort liegen die Köpfe und Häute“.

„Was gestohlen“ schrie der schwarze Peter, „hierher gelaufen sind sie, schließt ihr Bauern euere Türen besser, dann braucht ihr niemand des Diebstahls zu beschuldigen“.

„Lumpenpack“ rief in höchster Erregung Gabriel, „haben wir etwa den Rindern die Halfter angebracht, die jetzt noch an den Köpfen hängen, waren es unsere Tritte die man vom Stall her neben den Spuren der Tiere verfolgen kann“?

„Eine Diebs- und Räuberbande seit ihr“!

„Was sagst du“, brüllte Peter und Schritt drohend auf den Vogtssohn zu, der ihm mit seinem Stock einen Schlag versetzte, das er bewusstlos zusammensank. Bei dem Hieb aber brach der Stock entzwei und war als Abwehrmittel unbrauchbar.

Es drangen alle auf Gabriel ein von einer mächtigen Tanne im Rücken gedeckt, wehrte sich der riesenhafte junge Mann um sein Leben, denn es war ihm vollständig klar, dass falls er hier unterlag, ihn diese Menschen kaltblütig ermordeten. Die meisten von ihnen, je nach Bedarf und Lohn in aller Herren Länder fechtend, kannten keine Scheu vor Blutvergießen. Was galt ihnen Recht oder Unrecht der Partei, für die sie kämpften. Man wurde für den Mord bezahlt und dem Sieger winkte reiche Beute. Erhielten sie im Kriegshandwerk keine Beschäftigung, oder war man ihrer müde, zogen diese völlig verwilderten Gesellen mit ihrem Anhang von Weibern und Kindern im Land herum, stahlen und bettelten was sie brauchten. Setzte sich ihnen von irgend einer Seite Widerstand entgegen, ergriffen sie die Flucht, falls der Gegner zu viele, schreckten aber auch vor Menschenmorden nicht zurück, falls sie in der Überzahl waren. Wohl teilte Gabriel mit einem Prügel, den er einem der Banditen zu entreißen vermöchte, kräftige Hiebe aus, aber endlich lag er doch, vom Kampf gegen die Übermacht ermattet, am Boden. Auf seinen Armen und Füßen knieten die Räuber.

Jetzt trat „Fuchts“, der sich von dem Schlage erholt, aber bisher in respektvoller Entfernung gehalten, auf den Kampfplatz. In seiner Hand blitzte ein Dolch. – Ein letzter Gedanke an Vater, Mutter und Schwester, an seinen blinden Freund und all, die er lieb hatte, noch ein stilles Gebet zu Gott dem Allmächtigen.

Mit funkelten, hasserfüllten Augen trat der unheimliche Mensch heran und setzte dem, sich in letztem Lebenswillen nochmals Hochaufbäumenden, den Dolch auf die Brust. „Mich hat noch keiner ungestraft geschlagen, auch du nicht großer Vogtssohn von Weildorf“, rief er aus, da wurde der Räuber von hinten gefasst und zurück geschleudert.

Inmitten der Banditen stand die Kräuter-Annl und rief denen, welche auf Gabriel knieten ein scharfes: „Zurück von diesem Manne!“ zu.

Die „Gräfin“, schrien diese, sprangen empor und starrten auf die große stolze Frau, welche, in einem buntpfarbigen Mantel gehüllt, wie eine Königin unter den wilden Gesellen stand.

Keiner wagte ein Wort zu sagen. Eine abergläubische Furcht, vor diesem immer noch schönen Weib, in deren tiefdunklen Augen in der Erregung ein unheimliches Feuer brannte, hielt sie in Atem. Als „die Gräfin“ befahl, „Zurück in euer Lager“, schlichen sie wie getretene Hunde davon.

Gabriel aber nahm sie an der Hand wie eine Mutter ihr Kind und sprach mit leisem Vorwurf: „Wie konntest du dein Leben auch so aufs Spiel setzten? Hätte ich nicht geahnt, dass dir Unheil droht und wäre dir auf dem Weg nach dem Walde gefolgt, weilest du jetzt nicht mehr unter den Lebenden. Die Bande hätte dich ermordet und deine Leiche irgendwo in den Gruben des Holgenwaldes verschaart.“

Bei dem plötzlichen Auftauchen der Kräuter-Annl von seinen Gegnern befreit, war der Vogtssohn aufgestanden. Erstaunt schaute er auf die Bewohnerin der Hütte seines Vaters in Klein-Weildorf. Mit scheuem Blick maß der Hühne die Frau an seiner Seite mit der Frage:

„Wie wusstest Du, dass mir Gefahr drohte und warum hatten die Leute solche Furcht vor Dir? „ Daß Dir Gefahr droht habe ich aus dem Gespräch vernommen, welches heute Morgen im Haus deines Vaters geführt wurde.

An ein freiwilliges Entlaufen des Viehes habe ich nicht geglaubt, sondern Diebstahl vermutet. – Die Leute fürchten mich, weil sie mir geheime Kräfte zumessen – sie glauben ich hätte Zaubermittel um ihnen zu schaden.

Dankbar drückte Gabriel ihre Hand und bat, mitzukommen nach dem Hof des Vaters. Dies lehnte die Kräuter-Annl jedoch bestimmt ab und sprach: „Ich will keinen Dank für das was ich getan. Viel hab ich gut zumachen noch im Leben für das was ich gefehlt. In Klein-Weildorf nahm man mich in Liebe auf, Gutes will ich tun wo ich nur kann, denn heute morgen graute mir zum erstenmal vor diesen Menschen, denen ich einst nahe stand.“

Ihre Wege trennten sich. Annl ging ihrer Hütte, Gabriel dem Lehnhof zu, wo er den Vorfall berichtete.

Da hiebei auch Leute von Groß-Weildorf zugegen waren wusste bis zum Mittag das ganze Dorf, was in der Nacht und am Vormittag passiert.

Unter Führung des Schmieds Pfeffer und des Baumeisters Kirn rotteten sich die Männer und Burschen vor dem Lehnhof zusammen. Es waren an die Hundert. Die meisten hatten irgend eine Waffe, Gabel, Sense oder Dreschflegel bei sich, andere verließen sich auf ihre Fäuste. Der Vogt trat unter die erregten Leute, mahnte zur Ruhe und bat, wegen seiner zwei Stück Vieh, die ja schon verloren seien nichts zu unternehmen. „Wenn ihr auch die Bande aus dem Wald vertreibt, geht dies nicht ohne Blutvergießen auf beiden Seiten ab. Die Landstreicher haben weiter

8. Seite

nichts zu verlieren aber bei uns steht Haus und Hof auf dem Spiel.“

„Ich kenne deine Gründe“, sagte der Schmied, „doch nach solcher Frechheit gibt es keine Rücksicht mehr. -

Auf Leute folgt mir“

Im Walde angekommen, fanden die von Weildorf das Lager von Weibern und Kindern geräumt, aber die Männer saßen noch um die Lagerfeuer und stritten sich wegen der von den meisten gezeigten Angst vor der Gräfin.

Als die Bauern auftauchten, sprangen sie jedoch schnell entschlossen empor und griffen nach den stets bereiten Waffen.

Wild stürmten die von Weildorf vor, geschickt wichen die kampfgeübten Landstreicher aus. Durch die Unebenheiten des Bodens wurden die kämpfenden getrennt und nach kurzer Zeit standen sich einzelne Gruppen um die Trichtergruben streitend gegenüber. Ihre Musketen, mit denen verschiedene der Bande bewaffnet, gingen, weil durch den Regen der Nacht das Pulver feucht geworden, nicht los und waren nur als Abwehrwaffe zu gebrauchen. Andere hatten Spieße und Säbel.

Auf beiden Seiten gab es schon Verwundete.

Gabriel, mit einem sogenannten Morgenstern einer Zackenbesetzten Keule bewaffnet, sprang von Grube zu Grube und schlug da und dort einen der Banditen nieder. Er suchte jemand, den Räuber Fuchs, welcher ihn am Morgen hatte erstechen wollen. Aber auch dieser war auf der Hut und wollte eben, wie ein Wiesel in den Büschen verschwinden, als in Gabriel noch am Kragen faßte und mit seiner Riesenkraft in eine der tiefsten Gruben schleuderte.

Vom Anführer der Bande, „dem schwarzen Peter“ war dieser Vorgang nicht beachtet worden, sonst hätte er seinen Spießgesellen kaum im Stich gelassen, so ermahnte ein von ihm gegebenes Pfeifensignal seine Bande zum Rückzug. Diese lösten sich von den Angreifern und verschwanden einzeln in den Waldungen der „Maike“, einem weiten Waldgebiet, wo sie bald die Hoheitsgrenze überschritten.

Damit war eine weitere Verfolgung der Weildorfer unmöglich gemacht, bewaffnet durften sie ohne größte Not, kein fremdes Land betreten.

Diese Territorialwirtschaft bildete nicht nur eine Ursache der ständigen Kämpfe und Fehden der Grafen untereinander, sondern begünstigte auch in außergewöhnlichem Maß das Verbrecher und Gaunertum.

Wenn es bis heute noch nicht gelungen ist, der Zigeunerplage, welche einen Rest jenes Vaganten und Landstreicherwesens der geschilderten Art darstellt, Herr zu werden, liegt dies zum größten Teil daran, dass diese umherziehenden Zigeuner, irgendwo fortgewiesen, durch den Wechsel der Hoheitsgrenze, dem Machtbereich der ausweisenden Behörde entzogen sind.

Der Kampf war beendet. Von der ganzen Bande blieb nur einer in den Händen der Bauern von Weildorf, „Fuchs“ der noch schwer betäubt in der Grube lag, wohin ihn die Faust des Vogtsohnes geschleudert. Die verwundeten Weildorfer konnten alle noch gehen, der Räuber aber musste auf einer schnell gefertigten Bahre getragen werden.

Im Ort angekommen erwachte er bald aus seiner Ohnmacht und wurde noch am Abend dem Gericht in Haigerloch vorgeführt. Vorerst im Schlossturm eingesperrt, war ein Entweichen nicht mehr möglich.

In Weildorf stellten die Bürger Wachen aus, welche besonders die Gegend nach dem Walde zu im Auge behielten.

3. Kapitel

Kaum graute am andern Morgen der Tag, als vor das Vogtshaus in Klein-Weildorf ein Reiter sprengte. Es war einer der Hofherren von Henstetten, Vitus mit Namen.

Als dieser, ein noch junger Mann vom Pferde sprang, erschien Vogt Pfeffer, der Lehnhofbauer, unter der Wohnhaustür und rief dem Ankömmling einen „guten Morgen“ zu.

Der Reiter erwidert den Gruß und brachte zugleich die Nachricht, dass seinem Bruder Karl auf den Henstetter Höfen draußen, die letzte Nacht der beste Ackergaul gestohlen worden sei. Nun hätten sie erfahren, auch auf dem Lehnhof habe vorletzte Nacht ein Einbruch stattgefunden wobei 2 Stück Vieh abhanden gekommen, deretwegen zwischen den Bauern von Weildorf und den Dieben gestern Nachmittag in Holgenwald ein Kampf stattgefunden.

Die Räuber werden, so vermuten die Henstetter, in beiden Fällen die gleichen sein.

Da die Höfe von Henstetten, wie der Besitz von Klein-Weildorf, dem Frauenkloster Kirchberg gehörten, waren die von Henstetten und Klein-Weildorf gute Bekannte; denn man traf sich jedes Jahr bei der Ablieferung der Zinsen und Zehnten auf Kirchberg im Klosterhof.

Der Vogt lud Vitus vorerst ein, in die Stube zu kommen. Sein Pferd versorgte inzwischen Gabriel.

Der Lehnhofbauer, Vogt Pfeffer, erzählte, als sie in der Stube zusammensaßen den Hergang des Diebstahls bei ihm und was nachher folgte: er schloß: „Es ist kein Zweifel, dass es die gleiche Bande ist, die gegenwärtig unsere Gegend unsicher macht, die auch bei deinem Bruder den Raub vollführte. Den Fährten wird sich folgen lassen und solltet ihr dabei auch auf fremdes Gebiet übertreten müssen, geht den Spuren nach, legt aber, wenn ihr in die Nähe bewohnter Orte kommt, die Waffen ab.“

Damit war der Henstetter einverstanden, und erbat sich nur noch vom Vogt die Erlaubnis, dass dessen Sohn Gabriel bei der Verfolgung dabei sein dürfte. Der Bitte kam der Vater gerne nach und meinte: „Ich sehe jetzt selber

ein, es geht so nicht weiter und wir müssen eingreifen, obgleich ich wegen meines Verlustes zum Frieden riet. Mein Sohn wird an der Verfolgung teilnehmen.“

Gabriel, welcher bereits vernommen was auf Henstetten geschehen, eilte auf die letzten Worte seines Vaters schnell fort, um noch einige Altersgenossen zusammen zu rufen.

Es dauerte nicht lange bis vor dem Lehnhof, in der Legasse vier Reiter hielten, der Sohn vom Saalhof, ein Sohn vom Kruckenhof, der junge Petershofer und der Knecht des Pfarrers.

Wohl hatten die Höfe von Groß-Weildorf eine andere Lehnshoheit als Henstetten und Klein-Weildorf, sie gehörten Alpirsbach zu, aber trotzdem waren auch sie bereit, den Berufsgenossen Hilfe zu leisten, soweit es in ihren Kräften stand.

Gabriel übergab Vitus von Henstetten, das inzwischen eingestellte und gefütterte Pferd, schwang sich selber auf den Rappen seines Vaters und fort gings, über den sogenannten Horber Weg, unter dem Tannenburg vorbei, Henstetten zu.

Dort trafen sie schon Bauern von Bittelbronn, die sich, ebenfalls beritten, an der Verfolgung der Diebe beteiligen wollten, darunter auch den Herren vom Steinhaus, Besitzer einer in prachtvoller Lage im Osten von Bittelbronn gelegenen Burg. Dieser war der einzige der eine Muskete als Waffe besaß. Man hatte auf Vitus gewartet und begrüßte mit Freude die Verstärkung durch die Weildorfer.

Inzwischen konnte der bestohlene Hofbauer Karl feststellen, dass die Spur des Pferdes dem Laibebach zuzuging. Unter seiner Führung nahm der jetzt 20 Mann starke Reitertrupp die Verfolgung der Fährte auf. Freudig bellend sprang der schwarze Spitzerhund des Bestohlenen voraus. Bis zu alten Empfängerstraße, über diese hinweg in den Waldbezirk „Eisenbühl“ hinein ließen sich die Pferdespuren in dem aufgeweichten Boden gut verfolgen. Vom Weg abliegend führten sie in das weiche Moos des Waldes und schienen verloren. Ratlos machte der Reitertrupp halt. Bellend kehrte der Spitzerhund, welcher den Reitern weit vorausgeeilt, zurück und Karl von Henstetten sagte auf den Hund zeigend: „Seht meinen Hund, erkennt die Fährte, folgen wir ihm.“ Der Trupp setzte sich wieder in Bewegung. Bei der Braunhalde fanden die Reiter, dem Hunde folgend, die verlorene Spuren wieder, welche ob Kirchberg vorbei, über die schon damals betriebenen „Hausemer Steinbrüche, nach dem Bärenloch und der Bergfelder Dicke führten.

Hier trafen sie auch auf das Lager des Bettlervolks, das jedoch bereits verlassen war. Abgebrannte Feuer, Knochenreste und Unrat aller Art bezeichnete den Platz wo die Bande letzte Nacht gehaust,. Von hier aus war die Spur nicht mehr zu verlieren. Die Pferde am Zügel führend gings durch das Walddickicht über den „Winterrain“, „Katzenstaig“, Eichwald“ nach dem „Beuremer Tal“, dem Ort Beuren zu.

Es mochte etwa um die zehnte Morgenstunde sein, als der Reitertrupp auf dem Weg am Eichwald hielt um wieder die Pferde zu besteigen.

Eben berieten sie, ob es, nachdem man fremdes Gebiet betreten nicht tunlich sei, vorerst die Waffen abzulegen, ein paar Leute dabei zu lassen und unbewaffnet vorzugehen.

Da klangen auf einmal Hifthorn Rufe von Beuren her durch den Wald. Gabriel sprengte, die Keule schwingend vor: „Das Hifthorn von der Zinne der Ortsburg ruft ‚die Bande hat Beuren überfallen‘ rief er aus und in gestrecktem Galopp, einer hinter dem andern, wie es der schmale Weg nur zuließ, stürmten die Reiter dem Tale zu.

Sie sprengten über den Rohrbach und vernahmen von ferne wildes Geschrei und Hilferufe.

Als man das Tal überblicken konnte, wo zwischen Rohrbach und Rindelbach gelegen der kleine Flecken Beuren stand, schlugen bereits die Flammen aus mehreren Häusern. Vom „Schlossberg“ herab erklangen immer stürmischer die Hornsignale, in den klaren Herbstmorgen hinaus, weithin hörbar.

Als die Reiter im Dorf anlangten, wütete der Kampf in allen Häusern, auf die sich die Banditen plündernd zerstreut hatten.

Der Herr vom Steinhaus in Bittelbronn sprang vom Pferde und feuerte seine Muskete ab. Der gewaltige Knall der Feuerbüchse trieb die Plünderer aus den Häusern.

Wohl war ihnen bekannt, dass das Schloß nur von einem Wächter mit seiner Familie bewohnt war, aber man konnte doch nicht wissen, ob nicht von anderswoher Gefahr drohte.

Laut schreiend, das Bestohlene mitschleppend, rannten die Weiber mit den Kindern, die den Troß der Bande bildeten nach dem Schützenden Walde, während sich die Männer zum Kampfe stellten. „ Von den Pferden“ schrie Vitus von Henstetten den Reitern zu und den jammernden Frauen vom Dorf, die mit den Kindern aus den Häusern geflohen, befahl er die Pferde wegzuführen. Die Männer und Burschen von Beuren, welche vorher in den Häusern mit den Banditen um ihr Hab und Gut gekämpft, kamen heraus und ein wildes Handgemenge in den engen Gassen begann. Der Kampf war ein ungleicher, denn der ungeübten Bauernschar stand die doppelte Anzahl Leute gegenüber, die es verstanden, jedem Schlag geschickt auszuweichen, und jede Blöße des Gegners benutzend, diesem einen Hieb zu versetzen. Es waren, was Gabriel auf den ersten Blick erkannte, die Gleichen, mit denen Tags zuvor die Weildorfer in den Gruben des Holgenwaldes im Kampf gestanden.

Schon mußten sich einzelne der Bauern, kampfunfähig geworden, zurückziehen und ihre Sache wäre verloren gewesen, wenn nicht fast gleichzeitig unter „Feuer und Mordio“ Geschrei, von zwei Seiten und zwar von Vöhringen und Zimmern her, Männer auf das Dorf zugestürmt wären, welche die Hornsignale von der Burg herbeigerufen. Schnell brachen auf ein Signal des schwarzen Peter die Banditen den Kampf ab und strömten, sich immer den Rücken deckend, den Waldungen am „Kirnberg“ zu. Doch einer war ihnen zuvorgekommen, Gabriel. Als

dieser beim ersten Angriff die Weiber und Kinder der Räuber im Walde am Kirnberg verschwinden sah, dachte er sich, dort müssen die Pferde sein. Den Zuzug der Hilfe von Zimmern und Vöhringen her bemerkend, verließ Gabriel den Kampfplatz und rannte unbemerkt dem Rindelbach entlang. Dort sah er um eine Biegung des schmalen Weges kommend eine Anzahl Pferde an Bäume gebunden. Entsetzt flohen die Weiber und Kinder der Räuber, welche sich hieher zurückgezogen, davon, als sie den riesenhaften Menschen, seine Keule hoch zum Schlag erhoben, daherstürmen sahen.

Unter den alten Mähren war der schwere Ackergaul des Henstetters leicht zu erkennen, doch machte Gabriel zuerst die anderen Pferde los, um dann, den Braunen am Zügel führend, dem Talausgang zuzuschreiten. Die Pferde der Banditen folgten und als Gabriel auf der Talebene angelangt, den Gaul bestieg, war er von den Pferden umringt, just zu der Zeit als die Mordbrenner fliehend dem Kirnberg zustrebten. Kaum hatten diese den Reiter mit den herrenlosen Pferden um sich erblickt, als die verwegensten der Bande, denen sie mit Recht oder Unrecht gehörten, darauf losrannten, um wieder in den Besitz der Reittiere zu gelangen.

Der schwarze Peter, welcher des Henstetters Pferde gestohlen und in der Morgenfrühe stolz seinen Kumpanen vorgeführt, stürzte mit einem Wutschrei dem Reiter entgegen. Schnell hatte Gabriel die Situation erfasst, hier galt nur schleunige Flucht dem Talausgang Zimmern zu. Dieses Vorhaben wäre auch gelungen und für sämtliche Banditen die sich abgetrennt, verhängnisvoll geworden, aber der Ackergaul scheute vor dem Rindelbach. Weder durch ermunternde Worte noch durch Schläge mit dem Stiel seiner Waffe konnte Gabriel das Pferd veranlassen das Hindernis zu nehmen, da war alle Mühe umsonst. Rasch entschlossen riß Gabriel daher das Pferd herum und galoppierte direkt den Banditen entgegen. Der schwarze Peter sprang mit katzenartiger Geschwindigkeit auf den Reiter los und fasste das Pferd am Zügel, doch ein wuchtiger Hieb Gabriels mit seiner Keule traf ihn derart über den Rücken, dass er mit einem Schmerzenslaut zu Boden sank. Jetzt kamen die Andern, aber der Gaul durch das wüste Geschrei wild geworden schlug nach allen Seiten aus und drehte sich im Kreise. Gabriel hatte alle Mühe sich auf dem ungesattelten Tier zu halten, hiebei war ihm seine Waffe entfallen. Lange konnte diese Situation nicht mehr dauern, bis es den Burschen gelang sein Pferd zu fassen und ihn herunter zu zerren.

Doch Vitus hatte das Fehlen des Freundes auf dem Kampfplatz doch bemerkt, und den fliehenden Gegnern folgend sah er Gabriel aus der Waldschlucht reiten, sah aber auch eine Anzahl der Banditen den Pferden zuströmen. Hier tat Hilfe Not!

Sein Pferd stand direkt am Ortseingang, von einer Bauerntochter mit Roit im Zaum gehalten. Mit einem Satz war Vitus im Sattel und sprengte das Wiesental entlang dem hart bedrängten Freund entgegen. Es war höchste Zeit, denn eben hatten zwei das Pferd am Zügel gefasst und Andere wollten den seiner Waffe Beraubten vom Gaul herunterreißen, während die übrigen die eigenen Pferde nach dem Walde trieben.

Trotzdem der weiche Wiesengrund den Hufschlag dämpfte, hatten die Räuber noch rechtzeitig den Reiter der mit einem Ritterschwert bewaffnet war, bemerkt, sahen auch dass andere der Bauern, die den neu ausgebrochenen Kampf beobachtet, auf ihren Pferden folgten. Sie ließen von Gabriel ab, und wandten sich zu ihrem abseits am Boden liegenden Führer. Ihre Absicht ihn hochzuheben und nach dem Walde zu schleppen mußten sie jedoch aufgeben, denn er wehrte sich vor Schmerz heulend, gegen jede Bewegung seines Körpers.

Um der Gefahr zu entgehen, selber gefangen zu werden, ließen die Spießgesellen den Häuptling liegen und verschwanden in der Waldesschlucht des Kirnbergs.

Den gestohlenen Gaul hatte man wieder, und an eine weitere Verfolgung war angesichts der Not der Leute in dem brennenden Dorf nicht zu denken. Auch der Schlimmste der Bande, der schwarze Peter war in den Händen der Bauern. Bei ihm ließen sie eine Wache und ritten nach dem jetzt überall brennenden Dorf zurück. Das Feuer, welches von Strohdach zu Strohdach überggesprungen, von einem leichten Wind geschürt alle, etwa 30 Häuser des Dorfes, erfasst, war nicht mehr zu löschen. Nur von der Habe konnte noch dies und jenes gerettet werden. Das einzige Glück für die 100 Personen zählenden Beuremer blieb bei all dem Elend, dass sie ihr Vieh auf der Weide in den Waldungen hatten.

Den Gefangenen nahmen, nachdem bei dem rauchenden Trümmerhaufen von Beuren nichts mehr zu tun war, trotz seinem Geschrei, die Vöhringer mit sich und lieferten ihn beim Gericht in Sulz a. N. ein.

Jammernd und weinend trieben die um ihre Heimat gebrachten das Vieh aus dem Walde zurück, zogen damit in die benachbarten Flecken, wo Bekannte und Verwandte wohnten. Das Dorf wurde nie mehr aufgebaut.

An den einstigen Bestand dieses damals so schön im Wiesengrund gelegenen Ortes erinnert heute nur noch der Flurname „Beuremertal“ und an seine Ortsburg der hohe „Schlossberg“

Voll Befriedigung darüber, dass ihr Streifzug nach dem Pferd Karl's von Henstetten von Erfolg gewesen, ritten die Weildorfer, Bittelbronner und Henstetter, begleitet von denen von Zimmern, deren Hilfe man so notwendig gebraucht, durch das Beuremer Tal hinaus über Zimmern der Heimat zu.

Wohl blieben von dem Kampfe her, bei dem und jenem der Teilnehmer noch Wunden zu heilen und Schmerzen zu stillen. Die Mittel hiefür besorgte die Kräuter-Annl von des Vogts Hütte in Klein-Weildorf.

Ein Erfolg der Kämpfe mit den Landstreichern blieb: Ihrer Führer und Anstifter, des schwarzen Peter und des Fuchs beraubt, ließ sich die Bande in der Gegend nicht mehr sehen.

4. Kapitel

Der Winter zog ins Land. Aus allen Scheunen erklang der Takt des Dreschens. Mit Tagesanbruch wurde begonnen, bei Einbruch der Dunkelheit aufgehört.

Der Getreideanbau hatte in jenen Zeiten eine viel größere Bedeutung wie heutzutage. Nach einer Güteraufnahme aus dem Jahr 1564, also etwa um die gleiche Zeit unserer Erzählung, umfasste einer der Weildorfer Höfe, bei einem Gesamtbesitz von 16 ½ Hektar, 15 Hektar Acker, 1 ½ Hektar Wiesen nicht alle auf Weildorfer Bahn, sondern ein Teil „ob der Oberkirch bei Gruol, Rauhies genannt“ und im „Zimmerer Tal.“

Durch die Weidewirtschaft, welche bis Anfang des vorigen Jahrhunderts in unserer Gegend überall betrieben wurde, war das Vieh die längste Zeit des Jahres draußen. Nur im Winter bei vielem Schnee, der das Abweiden des Waldgrases nicht zuließ, blieben die Tiere im Stall. Nicht alle Waldgebiete durften als Weide benutzt werden, dort jedoch wo Weiderechte bestanden, kam weder Unterholz noch Moos auf und langes Waldgras bedeckte den Boden, das den Tieren auch im Winter zur Nahrung diente, falls Schnee den Auftrieb nicht unmöglich machte. Nur für diese Zeit war durch den Wiesenbau Vorsorge zu treffen.

Infolge dieses umfangreichen Getreidebaus dauerte die Arbeit des Flegeldrusches fast den ganzen Winter und manche armen Leute konnten als Drescher monatelang Beschäftigung finden.

Doch nicht alle Menschen waren willens zu arbeiten.

Der Bettelleute, welche den Winter über die Dörfer durchzogen, sind es recht viele gewesen. In den Elendherbergen der Städte strömten sie von Zeit zu Zeit wieder zusammen und man zählte in Straßburg im Jahre unserer Erzählung, an einem Tage 900 Fremde, die „des Hungers wegen“ sich eingestellt und zu Basel hatten die Stadtväter in einem Jahr mit 40.000 fremden Bettlern zu tun.

Also ging der Winter von 1565 auf 1566, nach damaligen Begriffen, für die Landbewohner unserer Gegend ziemlich ungestört vorüber.

Die ersten Frühlingsboten der Tier- und Pflanzenwelt stellten sich ein und der Jugend frohe Lieder klangen über Tal und Hügel hin.

In Haigerloch hatten sie inzwischen dem gefangenen Räuber Fuchs durch hochnot-peinliches Verhör nachzuweisen vermocht, dass er nicht nur am Viehraub in Klein-Weildorf, sondern auch an vielen Mordbrennereien der Räuberbande des Franz Kugel aus dem Allgäu beteiligt gewesen.

Als die Bauern von Weildorf die ersten Samenkörner für die Frühjahrbestellung in die Furchen streuten, wurde vom Gericht in Haigerloch der Bandit Fuchs als eine des Galgens hochreife Frucht befunden.

In Banern ging man in jenen Zeiten gegen die Landstreicher noch schärfer vor. Es heißt in einer Verfügung von dort: „Man solle die gartenden Trossen, Stationierer und gewaltübenden Soldaten von den Abwegen auf die offenen Landstraßen führen und an einem sichtbarem Baum ohne weiteres Gerichtsverfahren aufhängen, dabei soll jedem sein Verbrechen auf einem pergamentenen Zettel auf die Brust geheftet werden.“

Ende März 1566 wurde auf dem Galgenberg im Südwesten von Weildorf die Hinrichtung vollzogen. Eine große Menschenmenge hatte sich zusammengefunden, denn so ein Schauspiel war gerade nicht oft zu sehen.

Nachdem, das Urteil verlesen, übergab der Richter den Verurteilten den Händen des Scharfrichters. Ohne Reue über sein verfehltes Leben und die verübten Schandtaten, welche schon so vielen Mitmenschen Schmerz und Kummer, Elend und Not bereitet, bestieg Fuchs die Leiter. Der Henker legte ihm die Schlinge um den Hals und stieß den Verurteilten von den Sprossen herab. Ein kurzes Röcheln, ein Zucken des Körpers und die Todesstrafe war vollstreckt. Das Begräbnis überließ man den Raben und den Tieren des Waldes. Wochenlang hingen so die Leiber der Gehenkten zwischen Himmel und Erde.

Die Zuschauer zerstreuten sich wieder, als das Strafgericht vollzogen war und gingen ihren täglichen Arbeiten nach.

Im Walde droben aber stand Einer und schaute mit brennenden Augen und wutverzerrtem Gesicht nach der Richtstätte. – Es war der schwarze Peter. –

Nach dem Brande von Beuren, von den Vöhringern dem Sulzer Gericht abgeliefert, lag er von dem Keulenschlag Gabriels schwer verletzt unter großen Schmerzen im Turm. Wieder hergestellt, sollte im der Prozeß gemacht und aller Voraussicht nach ein ähnliches Schicksal bereitet werden, wie seinem Spießgesellen, aber er entwich und trieb sich jetzt seit einigen Wochen bettelnd auf zollerischem Gebiet herum. Der schwarze Peter hatte vorläufig bei dem Handel noch nichts verloren als sein rechtes Ohr, das ihm gleich zu Beginn der Untersuchung „dessen Bezeichnung halber“ abgehauen worden war. Auf seinen Bettlerreisen erhielt er Kenntnis von der Hinrichtung seines Genossen und schaute vom Walde aus dem Vorgang zu. Den letzten Liebesdienst, der bei solchen Anlässen sonst unter Freuden üblich, sich dem Gehängtem an die Beine zu klammern, wagte Peter nicht zu verrichten dazu war er im Lande und bei den Leuten zu gut bekannt, auch der im Gerichtsbezirk von Haigerloch begangene Viehraub in Klein-Weildorf war noch ungesühnt.

Rache für sich, Rache für den Spießgesellen der dort am Galgen hing! Mit diesen Gedanken zog sich der schwarze Peter in den Wald zurück.

Wochen vergingen. Nachdem die Frühjahrbestellung beendet, trat für die Landwirtschaft eine Ruhepause ein. Von der Brache im heutigen Sinn, wo in dieser Zeit Klee, Kartoffeln, Rüben gebaut werden, wussten die Bauern

damals nichts, sie kannten nur die schwarze Brache. Die Äcker in diesem Desch, den Sommer über gedüngt und einige Mal umgeackert säte man im Herbst mit Wintersaat an.

Das Vieh auf die Weide getrieben machte auch keine Arbeit mehr. Nur die Hirten und „Schützen“ waren draußen, die Ersteren das ihnen anvertraute Vieh zu überwachen, die Letztere darauf acht zu geben, dass kein Vieh von anderen Orten auf die gemeindeeigenen Weideplätze aufgetrieben wurde. Was Wunder, wenn sich unsere Vorfahren dagegen wehrten, als zu Beginn des vorigen Jahrhunderts die hohe Obrigkeit den Bauern befahl, die Stallfütterung einzuführen.

Bis zur Hauptarbeitszeit, der Getreideernte, hatten es die Landbewohner gut, wenn nicht gerade der Lehnherr um Frondienst rief.

Der blinde Dominikus, saß mit seiner Geige in der warmen Frühlingssonne und spielte Volks- und Kirchenlieder. Seine Schwester Barbara und des Vogts Luzia begleiteten mit ihrem Gesang das Spiel des schönen armen Musikanten.

Ave Maris stella, die Mater Alma jubelte, trotz all seinem Unglück, seine Geige hinaus in die herrliche Gotteswelt. Die ganze Dorfjugend fand sich an so schönen Lenzestagen, wo es sonst nicht viel zu tun gab, beim Lehnhof des Vogts in Klein-Weildorf zusammen und einmal mit Tert und Melodie vertraut, sangen bald alle in froher Begeisterung mit.

Die Ängste und Beschwerden des Winters waren vergessen. Die Jugend lebte dem Tage, wenn auch die Alten nicht ohne Sorgen an die Zukunft dachten.

Es war am ersten Sonntag im Mai. In der Kirche Klein-Weildorfs hielt der Pfarrer Nikolaus Neg Gottesdienst. Wohl war der Mai-Monat damals kirchlich noch nicht für die Marienverehrung bestimmt, denn erst 1815 hat Papst Pius VII. Ablässe hierfür gewährt, aber im Volk wurde schon einige Jahrhunderte früher zu dieser Zeit der Himmelsmutter gehuldigt.

Was die jungen Leute unter Anleitung des Geigenspielers unter der Woche gelernt, musste zur Verschönerung des Gottesdienstes dienen und zum erstemal klang das Ave Maris stella durch den Raum der Kirche Klein-Weildorfs. So weit zurück im Kirchengesang, wie man heutzutage vielfach annimmt, waren unsere gläubigen Vorfahre nicht, hatte doch schon Karl der Große verordnet, daß die Gläubigen Gloria Patri et Filio et Spiritui Sankto singen und der Priester mit dem Volk in das Sanktus der Engel einstimmen solle.“ (Kirchenlexikon Band 7)

An jedem schönen Maien-Sonntag zog die Jugend des Dorfes hinaus ins Freie, zur großen schattigen Eiche. Frohe Lieder wiederhallten in den Tannen des Holgenwaldes und lustige Reigen tanzten sie, einander die Hände reichend, um den Stamm des alten Baumriesen. Frühling wars im Leben derer, die hier frohe Spiele machten, Frühling in der Natur, warum sollte man da nicht lustig sein. Im Osten lag geschützt der größere Teil des Dorfes, stolz auf der Anhöhe Kirche und Gehöfte von Klein-Weildorf. Weit dehnten sich die dunkelgrünen Felder der Ortsmark, ein schönes Stück Gotteserde, - ihre Heimat.

Lange Schatten warf der Wald über die „Reute“ als die Spiele abgebrochen wurden und alle singend und jubelnd dem Dorf zuzogen.

Am Abend zog ein Gewitter herauf, doch ohne zu regnen jagte der Westwind die schweren Wolkenballen über das Firmament. Dem heilen Tage folgte eine tiefdunkle Nacht. Vom Sturm getrieben suchte in der Finsternis ein Mann, vom Walde her den Weg Weildorf zu. Im Lehnhof verschaffte er sich, durch Einstoßen einer Wickelwand Eingang in einen mit Stroh gefüllten Schuppen. Dort wartete der Eindringlich ab, bis der Nachtwächter um Mitternacht ins Horn geblasen. Alles lag im tiefen Schlaf als er mit Feuerstein und Zunder im Stroh sich eine Glut verschafft. Von ihm, zur hellen Flamme angeblasen ward das Stroh in Brand gesetzt. Jetzt verließ der Mann sein Versteck, wartete aber ruhig außerhalb des Schuppens ab, bis die Flammen hoch emporloderten und das Strohdach von Scheuer und Wohnhaus des Vogts ergriffen. Die Kräuter-Annl saß sie gewöhnlich noch die halbe Nacht, Kräuter siedend und Salben kochend in ihrer Hütte und bemerkte durch den hellen Feuerschein aufmerksam geworden, den Brand im Lehnhof.

Laut schrie sie auf und rannte dem Hofe zu. Fast stieß die Annl mit dem Brandstifter zusammen, welcher eben die Brandstätte verließ.

Beim hellen Feuerschein erkannte sie den Verbrecher und rief aus: „Du Peter hast das Feuer gelegt!“ Hohnlachend erwiderte dieser: „Jawohl Gräfin, sag denen von Klein-Weildorf, der schwarze Peter sei hier gewesen und habe sich und seinen Kameraden, dessen Reste noch droben am Galgen hängen, gerächt. Sie sollen sich bei deinem Schützling, dem langen Vogtsohn bedanken.“

Kaum vernahm die Kräuter-Annl noch die letzten Worte. „Feuer, Feuer!“ gellten ihre Rufe durch die Gassen.

Der Vogt von dem Geschrei erwacht, stürzte halb bekleidet aus dem Haus. Mesner Huber sprang, ebenfalls wach geworden der Kirche zu und begann Sturm zu läuten. Bald rannten die Bewohner Klein-Weildorfs von allen Seiten herbei.

Schon brannte der Lehnhof lichterloh als der blinde Dominikus mit seiner Geige im Arm und von seinem Hund bekleidet vor des Vogtshaus trat.

Im allgemeinen Lärm schrie die Mutter vom Lehnhof laut auf: „Wo ist Luzia?“ Niemand hatte sie gesehen, also weilte die Tochter noch im brennenden Hause. Keiner getraute sich mehr hinein in Rauch und Feuer. Doch kaum vernahm der Blinde die Rufe nach Luzia als er seine Geige an der Kirchhofmauer niederlegte und von seinem Hunde

begleitet durchs Haustor schritt. „Heilige Mutter Gottes von Einsiedeln hilf“ hörten die umstehenden den Blinden noch rufen, dann war er ihren Blicken entschwunden.

Von Jugend auf mit Weg und Steg im Lehnhof vertraut fand er sich mit seinem feinen Tastgefühl da zu recht, wo ein Sehender vom Rauch geblendet, keinen Schritt mehr vorwärts gekommen wäre. Händeringend und jammern umstanden die Leute das Haus. War das Opfer des Blinden umsonst, mussten zwei junge Menschenleben in den Flammen des Lehnhofs untergehen“ Wie ein Wahnsinniger rannte Gabriel umher, hilflos, trotz seiner Riesenstärke, stand er diesem furchtbaren Element gegenüber.

Doch wo blieb Zeit zum Klagen! Schon schlugen in einem anderen Haus von Klein-Weildorf die Flammen auf.

Jetzt, die Minuten schienen zu Stunden geworden, schoß mit lautem Gebell der Hund des Blinden aus Rauch und Flammen des Haustores, ihm folgte Dominikus mit der bewußtlosen Luzia in den Armen. Gabriel und sein Vater, der Vogt stürzten herbei und nahmen dem Blinden seine teure Last ab, doch auch dieser brach jetzt von Rauch und Hitze betäubt bewusstlos zusammen und musste hinweggetragen werden. Es war höchste Zeit, denn gleich darauf stürzte mit mächtigem Funkenregen der hohe Giebel und damit der ganze Oberbaud des Lehnhofs zusammen. Die Funkengarben ,welche aus dem Vogtshaus sprühten, setzten vom Wind über den ganzen Ortsteil getragen, fast gleichzeitig die Strohdächer von allen Gebäuden Klein-Weildorfs in Brand.

Die Glocken von den beiden Kirchen klagten und jammerten indessen das schreckliche Unglück ohne Unterlaß in die Nacht hinaus.

Der bewußlose Dominikus wurde in das Haus seines Vettters, des Saalhofers nach Groß-Weildorf gebracht, das bei der heutigen Pfarrkirche stand und des Vogts Tochter Luzia nahmen die Dominikanerinnen von der Klausen in ihre Obhut.

Als Erste stürmten die von der Oberstadt Haigerloch herbei. Dort hatte der Wächter vom Stadtturm das vom Westwind getragene Sturmgeräusche gehört und den Feuerschein am sonst nachtdunklen Himmel bemerkt. Auch in Trillfingen sah man das Flammenmeer von Klein-Weildorf Durch Boten und Feuerreiter herbeigerufen kamen die Leute von Bittelbronn und Henstetten von Gruol und Zimmern auf den Brandplatz.

Die Haigerlocher brachten, als ein neues Hilfsmittel zur Bekämpfung des Feuers, Ledereimer mit, die schon zu Beginn eines Brandes vorhanden, mit Wasser gefüllt von Hand zu Hand gereicht, gute Dienste leisten konnten. Hier kam die Hilfe zu spät. Es fehlten alle Mittel technischer Art, einen größeren Brand zu löschen, darum sind auch in jenen Jahrhunderten ganze Ortschaften zerstört worden, deren Namen wir nur noch aus der Geschichte kennen. Die Quelle, welche dem Ort Klein-Weildorf sonst das notwendigste Wasser lieferte und heute noch vorhanden ist, kam für größere Mengen Wasser nicht in Frage und die starken Quellen im Unterdorf von Groß-Weildorf waren zu weit entfernt. So konnte nicht einmal der Versuch zum Löschen des Brandes gemacht werden, denn auch Jauchegruben und Güllefässer waren damals noch unbekannte Dinge.

Ratlos umstanden, nachdem das notwendigste gerettet, die hunderte von Menschen den Brandplatz, als auf einmal der Schreckensruf ertönte „Die Kirche brennt“, und gleich sah man aus dem hölzernen Turmaufbau der Klein-Weildorfer Kirche die Flammen herauschlagen.

Entsetzt schrien all die Leute von Weildorf und der Umgebung, denen , sowie deren Vorfahren die Kirche jahrhunderte lang gemeinsames Heiligtum gewesen, ihre Klage zum Himmel empor.

Bald brannte auch der Dachstuhl lichterloh und über all den Flammen der Kirche und der brennenden Häuser bildete der hohe Turm eine mächtige Feuersäule.

Jäh verstummte der Glocke Klang, die immer noch um Hilfe gerufen, bis das abgebrannte Seil in den Händen des Lätenden blieb. Sie, welche die Geschicke der Bewohner Weildorfs zu frohen und betrübten Zeiten mit ihrem Lied begleitete, war auf ewig verstummt.

Unter Führung des Pfarrers Neg wurde aus dem Schiff und Chor der Kirche noch gerettet was zu retten war. Nochmals betrat der Messner Huber das Heiligtum, da stürzte die Decke ein und begrub ihn unter den Trümmern, - ein Menschenleben hatte der Brand verschlungen.

Auf der Höhe drüben unter dem Galgen stand der Brandstifter, der schwarze Peter und schaute dem Untergang des Dorfes zu. „Wir sind gerächt“, rief er noch zu den Überresten seines Freundes empor und verschwand als der Tag graute, in der Richtung auf den Kirchberg.

Majestätisch stieg im Osten die Sonne hoch und warf ihre goldenen Strahlen vom jetzt wieder wolkenlosen Himmel über die rauchenden Überreste Klein-Weildorfs.

Wie ein riesiger Sarg standen nur noch die Umfassungswände der Kirche, unter den fast durchweg aus Holz gebauten und daher bis zum Grunde zerstörten Bauernhöfen.

Weinend schauten die Bewohner auf ihre einst so sonnig gelegenen, jetzt von des Feuerswut vernichteten Heimstätten. War es möglich, dass die paar Stunden der Nacht solches Unheil anrichten konnten? Wie betäubt von dem Unglück wußten sie keinen Rat, bis der Vogt unter die Leute trat und sie aufforderte, jetzt alle nach Groß-Weildorf zu kommen.

Ältere Personen und die Kinder waren schon gleich nach Ausbruch des Brandes dorthin gebracht und von Verwandten versorgt worden.

Auch die anderen Familienangehörigen verteilte der Vogt auf die einzelnen Höfe. Er und die Seinen fanden Unterkunft bei seinem Bruder, dem Schmied, den das Unheil dieser Schreckensnacht ärger mitgenommen, als den Vogt selber. Von der Kräuter-Annl hatte man ja erfahren, wer den Brand im Lehnhof gelegt und Schmied Pfeffer maß

sich ein Teil Schuld zu, weil er der Mahnung des Bruders nicht gefolgt, als dieser von einem Kampf mit den Banditen abgeraten mit den Worten: „Die Landstreicher haben weiter nichts zu verlieren, bei uns aber steht Haus und Hof auf dem Spiel.“

Auch der Sohn des Vogts saß gedrückt in der Stube, in seinen Ohren klangen die Worte des Vaters wieder: „Wohl kannst du mit deiner Riesenstärke zehn darniederschlagen, doch gegen Hinterlist und Tücke schützen keine Menschenkräfte.“

Ungebeugt stand der Vogt, jetzt war keine Zeit über das Gewesene zu sinnen und schließlich war er auch nach dem Pferderaub in Henstetten, mit bewaffnetem Eingreifen einverstanden gewesen.

Ihren Viehstand hatten die Abgebrannten gerettet, denn um diese Jahreszeit lief das Vieh schon auf der Weide und war auch Nachts draußen in den „Stellen“ den nächtlichen Viehlagern.

Des bewusstlosen Dominikus nahm sich schon die ganze Nacht über die „Kräuteranni“ an. Am Morgen aus seiner Betäubung erwacht, galt, als er sich der Begebnisse wieder erinnern konnte, seine erste Frage jener, die er mit höchster Lebensgefahr, aber sich selber dessen kaum bewußt, aus den Flammen des Lehnhofs getragen.

Man hatte von der Klause drüben, wo die Luzia lag, noch nichts erfahren. Tiefbekümmert standen die Leute vom Saalhof umher. Auch Barbara saß still für sich hinweinend in einer Ecke. Wie konnte man dem armen Bruder sagen, dass er heute nach, nicht nur die Heimat, sondern auch den Vater verloren“

Unter den unermüdlichen Diensten der Klosterfrauen, war bald nachdem Luzia einige Zeit dort in der Klause gelegen, das Bewußtsein wiedergekehrt. Über das Schicksal ihres Lebensretters, von der Mutter die am Bette saß beruhigt, schlief sie wieder ein. Mit Tagesanbruch erwacht, konnte Luzia von ihrer Mutter und einer Klausnerin begleitet, nach dem Saalhof gehen, um Dominikus, den Lebensretter zu besuchen.

Geräuschlos traten sie in die Stube, wo dieser lag.

Voll Dank kniete Luzia an seinem Ruhelager nieder, ergriff die Hand des Blinden und rief mit tränenerstickter Stimme : „Vergelt's Gott Dominikus, mein Angelus, - ohne dich läge ich jetzt verbrannt in den Trümmern des Lehnhofs draußen“.

„Danke nicht mir Luzia, danke dem liebe Gott und der Himmelsmutter, der ich eine Wallfahrt nach Einsiedeln versprochen, wenn ich die lebend aus dem Feuer bringe.“

„Aber Dominikus, du kannst doch den Weg zur Muttergottes von Einsiedeln nicht finden“, meinte Luzia.

Da trat die Kräuteranni ans Bett, legte ihre Hand aufs weiche, vom Feuer etwas versengte Lockenhaar des Blinden und sprach : „Dafür werde ich schon sorgen, mir ist Weg und Steg dorthin bekannt“.

Dominikus lächelte : „Des Lebens Unterhalt für uns verdien ich mit dem Geigenspiel. – Doch wo ist der Vater, seine Stimme hörte ich noch nicht, wo ist meine Schwester?“

Barbara kam näher, „hier bin ich guter Bruder, auch deine Geige habe ich auf dem Kirchhof unversehrt gefunden und mitgebracht“, - der Schmerz übermannte sie und laut rufweinand schrie Barbara hinaus: - „ der Vater, unser guter Vater kommt nicht mehr“.

Mit einem Ruck erhob sich der Blinde. Seine glanzlosen Augen öffneten sich weit als ob sie die Finsternis die ihn umgab durchdringen müssten: „Der Vater kommt nicht mehr?“ Keines der Anwesenden wagte mehr eine Antwort auf die Frage zu geben.

Pfarrer Neg, der inzwischen eingetreten, hatte die letzten Worte des Blinden gehört. Hilfesuchend schauten alle nach dem Seelenhirten hin.

Der Priester ergriff beide Hände des Armen und sprach : „Wir alle haben einen himmlischen Vater und auch eine Mutter dort droben über den Sternen wo deine liebe Mutter schon lange und auch dein Vater jetzt weilt, denn er hat in treuer Pflichterfüllung in seinem Heiligtum das Leben eingebüßt.“

Der Pfarrer erzählte den Hergang und tröstete so gut er konnte. Auch ihm brach fast das Herz über all dem Unglück und Weh das über seine Gemeinde gekommen.

- Menschenschicksale, - bei denen nur der Hinweis auf das Jenseits Trost gewähren konnte.

5. Kapitel

Acht Tage waren seit dem Brand von Klein-Weildorf verflossen. Auf der Brandstätte hatten sich vom Vogt zusammengerufen, die Bewohner Weildorf's versammelt. Es mußte wieder gebaut werden. Eine Brandversicherung gab es damals noch nicht und man war auf die Hilfe des ganzen Dorfes, sowie auch die der Nachbarschaft angewiesen. Das nötige Bauholz stellte nach altem Brauch die Lehnsherrschaft, in diesem Falle das Kloster Kirchberg, aus dem Klosterwald.

Auf dem früheren Platz wieder Gebäude zu errichten war niemand Willens, besonders deshalb, weil an einen Wiederaufbau nicht gedacht werden konnte nachdem Gruol, sowie die Oberstadt von Haigerloch eigene Pfarreien hatten.

Auch die Wasserverhältnisse in Klein-Weildorf ließen schon längst zu wünschen übrig und so einigte man sich, auf Vorschlag des Vogts dahin, nicht gar weit des alten Wohnplatzes, notdürftig Wohnungen zu erstellen, damit wenigstens bis zum Herbst alle wieder ein Obdach hatten.

Die Ernte mußte soweit sonst im Dorfe kein Platz vorhanden, im Freien gelagert werden. Dreschen konnten die Abgebrannten den Winter über in den Scheunen der Bauern von Groß-Weildorf.

Dieser Beschluß von den früheren Bewohnern Klein-Weildorfs einstimmig gefasst, führte zum Bau des heute noch bestehenden Ortsteils „Kleinhäusle“.

Der Vogt war bereits auf Kirchberg gewesen und hatte mit der Priorin Anna Juliana Kirscher über die Lieferung des Holzes verhandelt. Er fand größtes Entgegenkommen. Im „Altenhau“ konnte das Bauholz geschlagen werden, außerdem ward Befreiung von allen an Kloster als Lehnsherrschaft schuldigen Abgaben, bis auf weiteres zugesagt. Auch die Kirchenverwaltung hatte nichts dagegen einzuwenden, daß die zu den Bauten erforderlichen Steine im „Holgenwald“ gebrochen wurden. Die Bauleitung erhielt Maurer Kirn.

Die Holzfällerarbeiten begannen, im Wald draußen wurden bei den Trichtergruben neue Steinbrüche aufgedeckt.

Doch der Menschen, die in Weildorf bis zur kommenden Ernte ernährt werden sollten, waren es zu viele. Mehr als vier Monate gings noch bis der erste Flegeldrusch beginnen konnte. Dies wußten die Leute wohl, welche bei Verwandten ein Unterkommen gefunden. An eine Versorgung von Auswärts war nicht zu denken und wenn im Dorfe selber das Brot ausging, mußten sie hungern. Daher gab es nur eins, um dieses Unheil abzuwenden, man mußte Betteln gehen. Hand in Hand, die Kleinsten, welche kaum laufen konnten nachschleppend, zogen die Kinder Weildorfs hinaus in die benachbarten Dörfer und flehten, ein Vaterunser betend, um Brot.

Auch ältere Männer und Frauen, die beim Bauen nicht mehr helfen konnten, wanderten Tag für Tag nach Kirchberg, wo eine Klostersuppe stets zu haben war. Ein hartes Los in alten Tagen, für Leute die bisher nur geben und nicht nehmen gewohnt waren, Doch diese Note war noch zu tragen, gegenüber dem Elend, das in jenen Zeiten einsetzte, wenn solch ein Brand im Herbst zum Ausbruch kam, wenn das Getreide noch ungedroschen in den Scheunen lagerte. Das tägliche Brot spielte damals eine andere Rolle als heute. Brot und Mehlspeisen bildeten die Hauptnahrung der Leute, denn der Kartoffelbau kam erst zwei Jahrhunderte später auf.

Deshalb maß man auch dem Getreidebau so große Bedeutung bei. Aber gleich nach dem Ausdrusch wanderte die Frucht in die Mühlen, welche ebenfalls nur auf die Zufuhr aus der Umgebung angewiesen waren.

Es durchzogen keine Eisenbahnen die Länder und brachten den Ueberschuß nach jenen Gegenden wo Bedarf vorhanden, keine Getreideschiffe durchquerten das Weltmeer. Daher traten da und dort immer wieder Hungersnöte auf, oft nicht allgemeiner, sondern nur lokaler Art.

Deshalb auch die Angst der Leute davor, wenn das Brot ausging.

Ende Mai 1566, ein Sonntag Mittag. Der blinde Dominikus verließ von seiner Schwester Barbara begleitet den Saalhof von Weildorf, wo beide seit dem Brande geweiht. Im ganzen Dorf war bekannt, daß der Blinde heute die Wallfahrt nach Einsiedeln antreten wollte, in jenen Zeiten immerhin ein Wagnis. Auch seine Schwester trug ein Bündel in der Hand, ebenso des Vogts Luzia. Die beiden Mädchen hatten, um wenigstens das Essen zu verdienen, in Kirchberg um Arbeit gebeten. Heute zogen auch sie dorthin. Auf Kirchberg wollte der Blinde übernachten und am andern morgen, von der Kräuterannl abgeholt, weiterwandern. Als treuer Reisebegleiter folgte des Blinden Hund.

Nochmals betraten die Scheidenden die ausgebrannte Kirche, nochmals den Kirchhof wo die Mutter schlief und an ihrer Seite ein frisches Grab das die aus Schutt und Asche geborgenen Ueberreste des Vaters barg. Weinend zogen sie dann über das Trümmerfeld Klein-Weildorfs vom ganzen Dorf begleitet dem Walde zu.

Bei der mächtigen Eiche, dem alten Spielplatz der Weildorfer Jugend, nahm man Abschied. Der blinde Dominikus lehnte sich von seine Freund Gabriel geführt an den Stamm des Riesenbaumes, nahm seine Geige zu Hand und von seiner herrlichen Stimme begleitet, hallte sein Abschiedslied im Walde wieder.

Der Blinde sang:

Einst sah ich Blumen blühen, Aehren sprießen
Des Herbstes bunte Pracht , des Winters Eis und Schnee
Im Wiesengrund das klare Bächlein fließen
Sah auf der Menschen Antliz Freud und Weh.

Ich sah der Sonne Glanz, des Mondes Silberschein
Der Sterne Licht am dunklen Himmelszelt
Da brach die Krankheit über mich herein
In Nacht und Trauer liegt vor mir die Welt.

Jetzt zieh ich fort zu halten ein Versprechen
Das ich in höchster Not und Angst gegeben
Der Himmel helf, es wäre ein Verbrechen
Wär ich nicht dankbar für ein Menschenleben

Lebt wohl ihr treuen Schwestern, guten Brüder
Wir müssen lange voneinander gehen
Schau ich die Erdenheimat nicht mehr wieder
Im Jenseits gibts ein ewig Wiedersehen.

Still weinten die Leute vor sich hin, laut aufschreiend schlang, als das Lied beendet, Luzia ihre Arme um den Hals des schönen Blinden der ihr das Leben gerettet und jetzt fortzog in die ferne Schweiz, der Himmelsmutter Dank zu sagen.

Doch Dominikus wehrte ab :“Luzia ich tat es gern, denn ihr ward immer so lieb und gut zu mir. Laßt uns jetzt weitergehn“. Alle kamen herbei und ergriffen die Hände des Scheidenden. Die beiden Mädchen sah man ja immer wieder. Auch die Kinder, welche der Blinde so oft mit seinem Geigenspiel und Gesang erfreut, legten von der allgemeine Trauer erfasst schluchzend ihr Händchen in die Hand des lieben Musikanten.

Nur Gabriel begleitete die drei bis zum Klostertor von Kirchberg, welches damals noch auf der Ostseite angebracht war, jetzt aber schon lange zugemauert ist.

Ein letzter langer Händedruck dem treuen guten Freund und das Tor vom Schaffner längst geöffnet, schloß sich hinter ihnen und dem Hunde.

Im Kloster fanden die Weildorfer freundlichste Aufnahme. Die Ordensfrauen welche kaum zwei Jahre früher 39 an der Zahl aus ihrer früheren Heimat Pforzheim vertrieben wurden und am 19. und 25. September 1564 bei Nacht und Nebel nach Kirchberg kamen, wußten das Leid und Weh der Gäste zu würdigen. Auch sie waren einst obdachlos gewesen und standen um Einlaß bettelnd vor Kirchbergs Klosterpforte.

Am andern Morgen , kaum graute der Tag, stellte sich die Kräuterannl ein, welche vorher noch ihre Salben und heilsamen Kräuter in die Klausen der Dominikanerinnen in Weildorf gebracht, wo sie von jedermann im Bedarfsfall geholt werden konnten.

Bevor die beiden Wallfahrer den Klosterhof verließen, überreichte die Priorin Anna Juliana Kirscher Der Begleiterin des Blinden noch ein mit dem Prioratssiegel versehenes Begleitschreiben mit der Weisung, falls sie auf der Reise in Not geraten zu einem Kloster kommen, sollen sie dies Schriftstück vorweisen. In dem Pergament waren die Frau, der Blinde und sein Hund der Barmherzigkeit empfohlen. Das anhängende Wachssiegel trug die Inschrift: Sigillum prioatus in Kilperge. Das Siegelfeld zeigte eine gekrönte Madonna mit dem Kind und eine betende männliche Gestalt. Mit herzlichem Dank für alles Gute und dem Versprechen in Einsiedeln des Klosters im Gebete zu gedenken, verließen sie in der Richtung gegen Zimmern die gastliche Stätte. Luzia und Barbara gaben noch ein Stück weit das Geleite, dann kehrten auch sie in Kloster zur Arbeit zurück.

Einsam zogen die beiden unter Begleitung des Hundes ihre Wege. Die Kräuterannl führte den Blinden an der Hand. Mitleidige Blicke folgten den zwei , der stolzen Mutter und dem schönen armen Sohn, wie sie meinten. Als Mutter und Sohn wurden sie überall aufgenommen und wenn Dominikus spielte und sang:

O, seid nicht hart und habt Erbarmen,
Mit einem Blinden, der um Gaben fleht;
Der liebe Gott er will dass in dem Armen
Ihr einen Boten von dem Himmel seht,

dann gab es Brot und anderes, was für des Lebens Unterhalt von Nöten, wieder auf mehrere Tage.

Nur langsam kamen sie vorwärts, den die Begleiterin war vorsichtig und schlug nur solche Wege ein, die sicher waren, auch wenn sie große Umwege zu machen hatten. Eine leibliche Mutter konnte kaum liebender für ihr Kind sorgen, als es die Annl für den Blinden tat. Für die Wanderschaft tat auch der Begleitbrief vom Frauenkloster Kirchberg gute Dienste, besonders für die nächtliche Herberge. Anfangs Juli war es geworden als die Wallfahrer endlich in Einsiedeln anlangten. In der Klosterwirtschaft fanden sie Unterkunft und Verpflegung. Geld besaßen die Gäste genügend, denn wenn sie betteln mußten gab es da und dort als Gabe blanke Münzen.

Da ihre Ankunft am Abend erfolgt, konnten sie erst andern Tags den Gnadenort besuchen.

Von seiner treuen Beschützerin hingeführt, warf sich der Blinde in tiefem Dank an den Stufen des Altares nieder zu stillem Gebet. Auch die Kräuterannl, die von ihren Lebensschicksalen ganz verbittert, kaum mehr ihre Hände zu Gebet gefaltet, kniete neben ihrem Schützling nieder.

Der Blinde nahm seine Geige auf und sang sein Lieblingslied durch die weiten Räume des Gotteshauses. Ave maris stella die mater Alma klang aus den Hallen der Gnadenkirche wieder.

Besonders flehend wurde sein Gesang bei der Strophe:

„Sünder Heil laß finden, Sehend mach die Blinden,
Nimm uns unser Wehe, alles Gut erstehe.“

Stauend hatte ein Besucher des Gotteshauses dem schönen Spiel und Gesang zugehört. Als dann nach einiger Zeit die Kräuterannl mit ihrem Schützling an der Hand die Kirche verließ, stand der Fremde am Portal , hielt die beiden an und fragte : Mutter, was fehlt eurem Sohn, dessen wunderbarem Lied ich eben gelauscht?“

„Herr er ist blind“, gab Annl Auskunft.

Von Geburt, oder erst später erblindet?“, die weitere Fragen des vornehmen Mannes und dabei schaute er Dominikus prüfend in die Augen. Dieser antwortete selber: „Vor fünf Jahren bin ich durch eine Krankheit blind geworden“.

„Kannst du gar nichts mehr sehen?“

„Nur noch einen ganz leichten Schein“. „Woher kommt ihr und warum seid ihr hier?“ fragte der Fremde weiter.

Die Gestalt der Kräuterannl regt sich. Der Ausfrager wurde ihr lästig und in ihre dunklen Augen trat jenes Feuer, das die Banditen in Schach gehalten.

Doch der Mann, welcher ihr hier gegenüberstand, hielt den Blick aus und sagte :“ Ich mein es nur gut mit euch Beiden, ihr könnt mir ruhig vertrauen“.

Dominikus erzählte, dass sie vom fernen Schwabenland kommen und er hier ein Versprechen zu erfüllen habe, das er in höchster Drangsal gegeben.

Habt ihr keine Hoffnung mit dieser Wallfahrt verknüpft, dass die Mutter Gottes von Einsiedeln auch in eurer eigenen Not helfe, denn es schien mir vorhin als ich das fromme Lied hörte, in dem es heißt, „sehend mach die Blinden“, dass ihr der Himmelsmutter auch euer Leid klagen wollt und Heilung von der Blindheit hofft?

„Ja dies schon, wenn's Gottes Wille wäre“, sagte bescheiden Dominikus.

„Dann mein ich doch die Muttergottes von Einsiedeln hat uns zusammengeführt“ hierauf der Fremde.

Der welcher sich um die beiden armen Leute, die schöne stolze Mutter und ihren blondlockigen Sohn, wie er meinte, vor dem Kirchtor des Gotteshauses von Einsiedeln gekümmerte, war auf dem Gebiet der ärztlichen Wissenschaft wohl der Größte seiner Zeit, Felix Platter, der Anatom von Basel. Wir halten es heutzutage für selbstverständlich, dass ärztliche Kunst operative Eingriffe am menschlichen Körper macht, wenn die Möglichkeit besteht, dadurch ein Leiden zu heilen, oder auch nur das gefährdete Leben zu verlängern. In jenen Zeiten von denen hier erzählt wird, war es anders. Ein unerhörter Missbrauch wurde, vom wahnsinnigen Aberglauben unterstützt, mit der ärztlichen Wissenschaft getrieben.

Der Leibarzt seiner Majestät Kaiser Maximilian des V. (1564-1576), Dr. Tarrichter Behandelt in seinen Schriften „Von gründlicher Heilung der zauberischen Schäden“ und dem „Practica“ betitelten Buch, viele Heilmethoden der Gebrechen des Leibes und der Seele, die er durchweg bösem Zauber zuschrieb. Wir wollen nur zwei Rezepte herausgreifen: Nimm junger Hunde Schmalz 8 Lot, Bärenschmalz 16 Lot, Tagaunenschmalz 24 Lot, 3 Gausen Haselmistel, Stoß alles in einem Mörser mit einem lindenen Stempel, tu es in ein Häfelein, stelle es an die Sonne 9 Wochen, so wird eine grünliche Salbe daraus, mit der kannst du schmieren alle zauberischen Schäden und Schmerzen die von der Zauberei herkommen.

Der andere lautet: So einer einen erstochen, oder ermordet hat, so gehe geschwind hin und werfe das Blut so von ihm rinnt in ein Feuer von dürrer Eichenholz dreimal und verkehr dem Ermordeten die Schuhe, den rechten an den linken und herwieder den linken Schuh an den rechten Fuß, dann wird der Mörder blind und meint er reite im Wasser bis an den Mund und er kommt wieder zu dem Ermordeten, er sei wer er wolle.

Nachdem so eine Masse Heilmittel angegeben sind, kommt der kaiserliche Leibarzt zu dem Schluß, dass die bisher habten Remedien (Heilmittel) ohne Grund und Wahrheit gebraucht seien und nur alter Weiber Kunst gewesen, dadurch sei die hochlöbliche Kunst der Arznei, wie er sie lehre, in Verachtung gekommen.

Fest verknüpft mit dieser Art von Medizin, wie sie Tarrichter, des Kaisers Leibarzt lehrte, waren die astrologischen Wahnideen und die Heilmethoden der Alchmisten Letztere schrieben den Metallen, erstere den Gestirnen Heilkraft zu. Aerzte bearbeiteten astrologische Kalender. Diese Kalender mit ihren Regeln für Haus und Hof verschafften dem astrologischen Unsinn, wie dem medizinischen Abergaben Eingang in die Bürger- und Bauernhäuser.

Ein wahrer Retter erstand der medizinischen Wissenschaft jener Zeit in Andreas Besalium, um 1544 Leibarzt am Hofe Kaiser Karls des V. Er schrieb: „Sieben Bücher vom Bau des menschlichen Körpers.“ Dieser eigentliche Begründer der modernen Anatomie starb 1564 auf der Rückreise von einer Wallfahrt nach Jerusalem und sein Nachfolger war Felix Platter, jener Herr, der sich vor dem Tor der Klosterkirche von Einsiedeln mit dem blinden Dominikus und seiner Begleiterin unterhielt. (Die geschichtl. Ausführungen über Heilkunde nach Janssen Bd. 7.)

„Wenn euch die Reise nicht zu beschwerlich, wandert zu mir nach Basel, vielleicht kann ich noch helfen“, setzte der Arzt sein Gespräch fort: „Kommt ihr dort hin, so fragt nach der Hochschule und dem Meister“.

„Herr wir sind arm und können nichts bezahlen. Das Zehrgeld hieher verdiente Dominikus mit dem Geigenspiel“ sagte Annl.“

„Dies braucht euch nicht zu kümmern, von armen Leuten nehm ich nichts, ich habe noch andere Kunden und damit ihr mir nicht misstraut, will ich euch ein paar nennen, die Herzoge von Lothringen und Sachsen, die Markgrafen von Baden und Brandenburg und aus euerem schönen Schwabenland, die Herzoge von Württemberg.

Die Kräuter-Annl, deren letzte Bedenken jetzt zerstreut waren, sagte zu , sie wollten nach 8 Tagen, von Einsiedeln aus, den Weg nach Basel antreten.

„Bis dahin bin auch ich wieder zu Hause“ Sprach Dr. Platter und verabschiedete sich mit besten Wünschen für die Reise.

Die beiden Wallfahrer kehrten nochmals ins Gotteshaus zurück. Ein neuer Hoffnungsstern war ihnen durch das Gespräch mit dem freundlichen Mann aufgegangen und hiefür mußten sie der Himmelsmutter danken.

Durch das Geigenspiel und den Gesang des schönen jungen Mannes aufmerksam geworden, erkundigte sich auch der damalige Abt von Einsiedeln, Joachim Eichhorn nach den Verhältnissen der Wallfahrer und vernahm hochofret, dass sie vom Land der Herren von Zollern kommen, deren Sproß St. Meinrad gewesen.

Als sie erzählten ihr Weg führe von da nach Basel zum Meister der dortigen Hochschule, empfahl der Abt dringend dorthin zu gehen. Dem Begleitbrief des Klosters Kirchberg fügte er ein Schreiben bei ans Kloster Muri, das an ihrem Weg nach Basel lag. Vom Kloster reich mit Lebensmittel versorgt, verließen die Wallfahrer acht Tage später die Stätte, wo sie soviel Liebe und Trost gefunden.

Tolle Sprünge machte des Blinden Hund, als er der langen Gefangenschaft, während des Aufenthalts in Einsiedeln entlassen, ins Freie kam.

Hand in Hand wanderten die Beiden über schlechte Weg und dunkle Wälder langsam fort der Stadt Zug entgegen. Noch waren sie kaum 4 Stunden unterwegs, als sie auf engem Gebirgsweg von einem Mann angehalten wurden, der um ein Stück Brot bat.

„Wir haben selber noch eine weite Reise vor uns und sind arm, doch etwas kann ich geben, Damit nahm Annl den Sack, der ihre Vorräte enthielt von der Schulter um ihn zu öffnen. Schnell griff der Bettler zu und entriß ihr den Sack, um damit im Walde zu verschwinden. Mit einem Satz sprang ihm jedoch der Wolfshund des Blinden nach, den der Dieb vorher nicht beachtet und riß den Fliehenden nieder. Der Hund hätte ihm die Kehle durchbissen, wenn die Kräuter-Annl nicht schnell hinzugeeilt wäre.

Heulend lief er von dem Hund befreit davon, so dass Annl den Sack wieder aufnehmen und mit dem Blinden an der Hand, der kaum ahnte was geschehen, weiterwandern konnte.

Nach 3 Tagen erreichten sie das Kloster Muri. Dem Schaffner an der Klosterpforte zeigte die Annl den Geleitbrief des Abts von Einsiedeln und der damalige Abt von Muri, Hyronimus Frei, verfügte die unentgeltliche Verpflegung der Gäste vom Schwabenland, in der Klosterherberge, Sie alle hatten damals noch keine Ahnung davon, dass kaum anderthalb Jahrhunderte später der Fürstabt von Muri, Besitzer der Herrschaft Glatt, nicht fern der Heimat der Gäste, werden sollte.

Zwei Tage verbrachten die Wanderer in der Herberge, den Dominikus hatte das unsichere Gehen auf den schlechten Wegen sehr ermüdet, dann zogen sie wieder weiter Aarau zu.

Es dauerte aber immerhin noch zehn Tage bis die Stadt Basel erreicht war.

Bald wusste die kluge unerschrockene Führerin des Blinden Bescheid und in der Hochschule angekommen, wurden sie von dem Dr. Platter aufs herzlichste begrüßt.

In den Gebäuden der Schule schaffte der Meister Unterkunft für beide.

Gleich andern Tages nahm dann der berühmteste Arzt seiner Zeit, die Behandlung bei dem blinden Dominikus auf.

6. Kapitel

In der fernen Heimat wurde indessen emsig gebaut. Eine ganze Reihe von kleinen Häuschen erstand unter tatkräftiger Mithilfe der ganzen Umgebung. Auch die Beifuhr des Holzes und der Steine betätigten sie gemeinsam. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit unter den Dorfbewohnern war ein anderes als gegenwärtig. Es musste ein anderes sein, denn Rückendeckung bei Versicherungsgesellschaften gegen Schadenfälle gab es nicht, weder für den Einzelnen noch für die Allgemeinheit. Reste jeder alten Gebräuche sind da und dort noch in Uebung zum Beispiel in der Gemeinde Empfingen, wo beim Neubau eines Mitbürgers die Andern sogenannte „Ehrenfuhrer“ leisten, auch wenn sie als Zugtiere nur Kühe besitzen.

Die Arbeiten der Getreideernte, welche damals, als noch alles mit der Sichel geschnitten wurde, zwei Monate in Anspruch nahmen, verzögerten das Baugeschäft. Die gleich darauf folgende Herbstsaatzzeit, ließ ebenfalls keine Nebenbeschäftigung zu. Doch waren schon im Vorsommer die Bauten soweit gefördert worden, dass, als nach der Herbstbestellung wieder alle Kräfte tätig waren, mit dem ersten Schnee die Abgebrannten wieder je ein armseliges, aber doch eigenes Heim im „Kleinhäusle“ hatten.

An den blinden Dorfgenossen, der in der Ferne weilte, den armen Dominikus, hatten sie ebenfalls gedacht. Auch er sollte nach seiner Rückkehr von der Wallfahrt wieder ein Obdach haben. Nächst der heutigen Pfarrkirche wurde ihm ein bescheidene Wohnung erstellt. Der Messnerdienst noch unvergeben, sollte ihm und seiner Schwester Barbara, die noch auf Kirchberg weilte, ihr ferners Auskommen gewähren und damit Musik und Gesang, die seither verstummt, wieder Einkehr beim Gottesdienst halten.

So entstand im Herbst 1566 für den blinden Dominikus ein Bau, der später die Grundlage für das Messnerhaus, - das heutige Kinderhaus, bildete. –

Während dessen die Bewohner Weildorfs neue Wohnstätten für die durch das Brandunglück obdachlos gewordenen errichteten, hauste in einer Höhle der Felswände vom Eyachtal, im sogenannten Backofenloch, der schwarze Peter.

Bei Tage konnte er sich nirgends mehr sehen lassen und führte daher bei Nacht seine Raubzüge aus. Besonders Imnau, Trillfingen und die Oberstadt von Haigerloch bildeten den Schauplatz seiner Tätigkeit. Den ganzen Sommer über kamen Diebstähle vor und niemand wusste, wer der Räuber war. Es war für ihn, der schon soviel auf dem Kerbholz hatte, ein gefährliches Unterfangen sich überhaupt noch in der Gegend aufzuhalten. Die Gräfin, welche

der schwarze Peter fürchtete und liebte, hielt ihn am Platz, ihre Rückkehr wollte er abwarten. Zu spät hatte er von der Reise erfahren, sonst wäre er den Wandernden gefolgt.

Es war anfangs Winter unter Tags Schnee gefallen, als Peter abends sein Versteck verließ, um in Imnau einen längst geplanten Einbruch auszuüben. Gegen Mitternacht hellte sich das Wetter auf, ein kalter Luftzug kam vom Norden her durchs Eyachtal und brachte den Schnee zum Gefrieren.

Die volle Mondscheibe hob sich über den östlichen Wald, als der schwarze Peter vom Nachtwächter überrascht, der Halde zu die Flucht ergriff. Am anderen Morgen in aller Frühe machten sich fünf Burschen von Imnau auf den Weg und folgten, der vorerst gut sichtlichen Fährte durch die Halden in der Richtung gegen Bittelbronn. Jetzt schienen die Spuren im weichen Buchenlaub verloren, aber immer wieder bemerkten die Verfolger Fußindrücke, die endlich zum Schlupfwinkel des Verbrechers führten.

Doch auch Peter erkannte die Gefahr, welche ihm durch den Schnee drohte und war auf der Hut, verließ sein Versteck als er die von Imnau kommen hörte und eilte immer der Halde entlang, bis er durch die Butzengrabenschlucht in das freie Feld geriet. Dem Wiesental folgend, führte ihn sein Weg an dem durch seine Schuld zerstörten Klein Weildorf vorbei. Zähl folgten die Imnauer und jubelten laut auf, als sie aus dem Walde tretend, den Verfolgten über das Schneefeld dahineilen sahen.

Ungefährdet hätte der schwarze Peter noch den Holgenwald erreichen können, der ihm dann, durch das daran stoßende riesige Waldgebiet tagelang Schutz geboten, wenn die Verfolger keine Hilfe erhalten hätten. Aber der Brandplatz von Klein-Weildorf, den er in wildem Rachedurst geschaffen, wurde Peter gefährlich. Auf ihm waren an jenem Wintermorgen schon Leute beschäftigt, die aufräumten, nachdem bisher wegen der Neubauarbeiten keine Zeit dazu gewesen. Die Bauern aus der Nachbarschaft arbeiteten immer noch mit, darunter auch der Hofbauer Vitus von Henstetten mit seinem Gespann.

Er und des Vogts Sohn Gabriel luden halbverkohlte Balken auf einen Wagen.

Kaum hörten sie das Geschrei der Imnauer und sahen den Mordbrenner über die schneebedeckten Felder eilen, als Vitus seinem Freunde zurief: „Die Pferde los.“ Mit einem Blick hatte auch Gabriel gesehen was vorging. Schnell lösten sie die Stricke und befestigten diese am Geschirr, beseitigten die Halsketten und schwangen sich auf die Gäule.

Wer der Verfolgte war, hatten Beide auf die kurze Entfernung gleich erkannt. Gabriel dem bald klar war, was der getriebene Verbrecher beabsichtigte, rief den Anderen die schon zu Fuß dem Flüchtling folgten noch nach: „Der schwarze Peter strebt der Freistatt Kirchberg zu, treibt ihn vom Walde ab, der Halde entlang, dann werden wir ihn durch die Maikereitend, den Weg nach dem Kloster absperren.“

Unter Freistatt-Rechten, oder nach dem Asylrecht, verstand man schon bei den alten Griechen Tempel und Heiligtümer, wo die Verfolgten und Bedrängten, ja selbst Verbrecher Schutz gegen gewaltsame Wegführung fanden.

Auch die Römer kannten ein Asyl. Es lag zwischen den beiden Gipfeln des Kapitolinischen Hügels. Der Kaiser Augustus fügte dem eine weitere Freistatt hinzu und zwar war diese im Tempel des Julius Cäsar. Auch die Tempel und Kapellen der regierenden Kaiser waren Freistätten, - Asyle. Kaiser Konstantin der Große leitete die alten heidnischen Asylrechte auf die christlichen Kirchen, Klöster und Hospitäler über.

Bei den Israeliten gab es gleichfalls Asyl-Städte Hebron, Kadesch und Sichem, diesseits, Gaulan, Romoth und Bosor jenseits des Jordans. Wer einen unvorsätzlichen Totschlag begangen hatte, war vor dem Bluträcher, (Boel) sicher, solange er innerhalb des Weichbildes einer dieser Städte weilte.

So wurde auch, nach christlichem Rechtsgebrauch Kirchberg eine Freistätte und unsere Vorfahren erzählten aus der Ueberlieferung oft, wie der und jener von da und dort, welcher etwas verbrochen, in die schützenden Klostermauern von Kirchberg geflüchtet sei.

Für den schwarzen Peter gab es also ein Wettrennen um Leben und Tod, denn das was er schon verschuldet, konnte, falls er in die Hände der Richter geriet, nur am Galgen gesühnt werden.

Mit frischen Kräften nahmen die Weildorfer die Verfolgung auf. Schon hatten einige vor dem Flüchtling den Waldrand erreicht, so dass er notgedrungen nur nach der Gruoler Weinberghalde, damals Krafthalde genannt, ausbiegen konnte. Ganz außer Atem stürzte der Verbrecher vorwärts durch die Wirrnisse der abgeernteten Weinberge. Oben am Waldrand liefen die Weildorfer, unten im Tal die von Imnau.

Die beiden Reiter hatten, ohne weitere Notiz von dem Verfolgten zu nehmen, ihren Weg durch den Wiesengrund der Weildorfer Halde eingeschlagen, ritten dem alten Waldweg der Maike hinunter und parierten ihre Pferde erst, als sie an der Waldecke, von wo aus man die schmale Ebene, die gegen Kirchberg bis zum Fuß der Anhöhe führt, überblicken kann.

Sie brauchten nicht lange zu warten, bis der auf zwei Seiten Bedrängte von der Halde herkam. Die Bahn, nach dem westlichen Tor in den Mauern Kirchbergs war noch frei.

Die zwei Reiter, welche mit ihren aufgeschirrten Pferden durch die Lehngasse, auf der andern Seite des Wiesentals der Maike zustrebten, hatte er nicht beachtet. Die Flucht nach der Freistatt gelang – mußte vollends gelingen. – Der schwarze Peter schaute zurück, er lachte, die dummen Bauern wußten jedenfalls nicht, was er vorhatte, sonst müßten sie mehr Eile zeigen. Da, er schaute wieder vor sich, brachen die Reiter aus dem Walde und stellten sich dem Flüchtling entgegen. Kaum sah er die, ihm von den früheren Kämpfen her wohlbekannten gefährlichen Gegner vor sich, als er sich umwandte und gegen Gruol zu auszubrechen suchte. Hier standen ihm aber

schon die Imnauer im Weg. Jetzt wollte Peter zurückfliehen, da war der Weg von den in breiter Linie daherkommenden Weildorfern gesperrt. –

Noch einige wilde verzweifelte Sprünge machte der Verbrecher, nach rechts und links, vorwärts und rückwärts Seines Atems von der bald mehr als eine Stunde währenden Jagd beraubt, stürzte er wie vom Blitz getroffen nieder. Alle kamen herbei und fielen über den am Boden liegenden her. Auch die zwei Reiter welche der Sache noch nicht trauten, kamen langsam näher.

Doch, - zu spät. – Von der weiten Flucht und der schrecklichen Aufregung bis zum Äußersten erschöpft, war der in der ganzen Umgegend gefürchtete schwarze Peter tot zusammengebrochen, - der strafenden Gerechtigkeit auf Erden entzogen.

Erschüttert von diesem Ende eines Menschenlebens, umstanden die Bauern und Bauernsöhne den Toten. Auch ihm war einst, als er bei dem kinderlosen Schmied Pfeffer in Weildorf von der Straße aufgelesen und in die Lehre genommen, ein ehrlicher, rechtschaffener Lebensweg gewiesen. - Er hatte ihn nicht verfolgt , - dies war das Ende – Die zwei Reiter, Vitus und Gabriel, trabten Weildorf zu, Luden auf dem Brandplatz von Klein-Weildorf das verkohlte Holz vom Wagen, schirrten die Pferde wieder davor und fuhren unter der Gruoler Halde nach dem Platz wo der Tote lag. Auf den Wagen geladen folgten alle dem Fuhrwerk, - es war immerhin ein Mensch der auf so schreckliche Weise geendet. Am Abend noch schaufelten sie dem schwarzen Peter im „Schelmengärtle“ sein Grab. Andern Tags in aller Frühe wurde er dort ohne Sang und Klang hineingebettet.-

Einige Wochen später errichteten die Weildofer an der Stelle wo dieses Leben eines Verbrechers geendet, einen Erdhügel, auf den sie ein Sühnekreuz stellten. Im Verlauf der Jahrhunderte ist es fast bis an die Arme in den Boden versunken, gibt aber heute noch Zeugnis von dem was hier geschah, wenn auch all die , welche in die Waldungen der Maie oder nach dem Kloster Kirchberg wandern, achtlos daran vorüber gehen.

In der ganzen Umgebung atmete die Bevölkerung auf, als bekannt ward, dass der welcher bisher die Gegend unsicher gemacht, nicht mehr unter den Lebenden weile.

7. Kapitel

Auf der Hochschule zu Basel hatte inzwischen Dr. Platter unsern blinden Dominikus seit Monaten eingehend beobachtet. Dem Arzt fehlte damals noch der erst drei Jahrhunderte später hergestellte Augenspiegel, den 1851 Professor Helmholtz in Berlin erfand. Mit ihm konnte das menschliche Auge genau beobachtet und eine einigermaßen sichere Diagnose gestellt werden. Wohl hatten schon der griechische Arzt Hippokretus 410 vor Christus, die Römer Celsus, 30 vor Christus und Galenos 200 nach Chr. Operative Eingriffe ins menschliche Auge gemacht, den Star gestochen, aber Felix Platter war ein zu gewissenhafter Arzt, als dass er ohne vorherige gründliche Studien der Augenkrankheit des Blinden, etwas unternommen hätte.

Der Winter hielt seinen Einzug in die Berge und Täler der Schweiz. Den Gästen wurde die Zeit nicht allzu lang, denn was hatten sie in der fernen Heimat zu suchen? Des Blinden Pflegerin war von Jugend auf an keinen festen Wohnsitz gewohnt, ihr war es gleichgültig wo sie lebte und auch Dominikus besaß nach dem Brand von Klein-Weildorf vorerst kein eigenes Heim mehr, nach dem er sich gesehnt hätte. Musik und Gesang waren ihm alles. Der Einfluß Dr. Platters öffnete Dominikus alle Türen Basels, wo es auf dem Gebiet etwas zu hören und zu lernen gab. Sein Führer auf diesen Wegen war meistens der Arzt selber.

Die Kenntnisse der Kräuterannl von den Pflanzen und ihrem Wert für die Heilkunde, hatte man auf der Hochschule bald schätzen gelernt. Jede freie Stunde, die ihr neben der Pflege ihres Schützlings frei blieb, verbrachte sie in der Apotheke.

Bald ein Jahr war verflossen, seit dem die Beiden zur Wallfahrt nach Einsiedeln von zu Hause fortgegangen und schon schaute wieder der Frühling in Land. Endlich sollte die Operation gewagt werden, denn für Dr. Platter stand jetzt, nach den langen Beobachtungen fest, dass wenn überhaupt, nur auf diesem Wege Heilung möglich war. Dominikus, den der Arzt wie sein Sohn lieb gewonnen, fand sich mit allem ab und meinte : „Macht´s wie ihr glaubt, daß es recht ist, im schlimmsten Falle bleib ich was ich bisher war, ein armer Blinder“.

Mit äußerster Ruhe und sicherer Hand nahm der Meister den Eingriff in die Augen des Blinden vor. Bei Ihm stand als Assistent sein Kollege Theodor Zwinger, Zuschauer waren acht Studenten.

Als Platter im Jahre 1557 nach Basel kam, waren es nur zwei die Medizin studierten, jetzt, zehn Jahre später, hatte er es auf acht gebracht, so wenig Sinn bestand damals für eine Schule, auf welcher Anatomie gelehrt wurde. Das Messer in die Hand zu nehmen, überließ man den Barbieren, für unter ihrer Würde fanden es die Studenten der Medizin und fast alle Professoren. Besonders auf dem Gebiet der Augenheilkunde begnügte man sich mit Zaubersprüchen und Teufelsbeschwörungen.

Die Operation war vorüber, dem Patienten wurden die Augen gut verbunden. Er konnte wieder auf sein Zimmer oder je nach Belieben im großen Garten der Hochschule spazieren gehen. Mit Angst und Sorgen hatte seine Pflegemutter die Kräuterannl in einem Winkel des Raumes stehend, der Operation zugesehen. War es Recht, dass sie den ihr anvertrauten Schützling dem Messer der Aerzte ausgeliefert?

Auch sie war ein Kind ihrer Zeit und hatte mehr Vertrauen zum Salben und Kräuterkuren, wie solchen Gewaltmitteln für eine Krankenheilung. Ihr einziger Trost blieb die Muttergottes von Einsiedeln, die ihnen sicher den

guten Meister der Heilkunde zugeführt. Vierzehn Tage waren seit der Operation vorüber, als Dr. Platter zu seinem Liebling in den Garten trat wo dieser in Begleitung seiner Beschützerin die üblichen Spaziergänge machte.

„Dominikus, jetzt wollen wir die Binde von Deinen Augen nehmen“, sprach der Arzt. Beinahe erschrocken trat die Begleiterin zurück. Dies war der Moment, den sie schon all die Tage her erhofft und auch gefürchtet. Licht oder lebenslängliche Nacht für Dominikus, den sie hierhergeführt. Ihre Hand hatte ihn durch Felder und Wälder, über Berge und Täler geleitet, sollte es jetzt anders werden? Seine Augen hatten sie noch nie gesehen, denn ihren Aufenthalt in Weildorf nahm die Kräuterannl erst, als Dominikus schon blind geworden.

Lieb war er ihr wie einer Mutter ihr Sohn, dessen Lebenswege sie von Jugend an bewacht. Wird der kräftige schöne junge Mann, sehend geworden, dankbar sein für das, was sie für ihn getan, oder seine eigenen Wege gehen, vielleicht sich der armen Kräuterannl schämen? Schon viele Demütigungen hatte sie erlebt, aber stets den Kopf hoch gehalten, Undankbarkeit oder gar Verachtung von Seite des liebsten Menschen der ihr auf Erden blieb, könnte sie kaum ertragen. Dann wollte sie lieber wieder ihre Hand in die Seinige legen und so mit ihm fortwandern bis ans Grab.

Dr. Platter hatte den Verband gelöst, tief schaute er in zwei helle blaue Augen. – Einen Moment sprachlos stand der junge Mensch, dann sank er auf die Knie nieder und Streckte die Arme zum Himmel empor: „Ich sehe, Herr ich sehe wieder! O, Gott wie schön ist doch die Welt!“

Auch Dr. Platter und die Kräuterannl knieten auf den Rasen nieder und falteten die Hände.

Lang schaute Dominikus hinunter ins frühlinggrüne Rheintal, hinüber auf die fernen Berge.

Die Beiden erhoben sich und weich legte sich die Hand des Arztes auf das Haupt des Knieenden. Jetzt sprang Dominikus auf, legte seine Arme um den Hals des Retters aus Nacht und Dunkel und die ersten Freudentränen floßen aus den, dem Licht verschlossenen Augen.

Dann schaute er die Frau, mit einem Aufschrei der Freude fiel ihm seine treue Reisebegleiterin in die erhobenen Arme: „Mutter, meine liebe Mutter warst Du“ rief der bisher Blinde. „Ja und Du mein guter Sohn“, schluchzte sie, die Dominikus mit strahlenden Augen Mutter nannte. „Danken wir der lieben Mutter Gottes von Einsiedeln die uns zusammengeführt“ sagte Dr. Platter.

Der Geheilte eilte fort, lächelnd schaute ihm der Arzt nach. Nach kurzer Zeit kehrte mit seiner Geige wieder und hinaus ins Rheintal und die Schweizerberge erklangen seine Dankeslieder.

Jetzt kamen auch Professor Zwinger und die Studenten herbei und gratulierten dem Meister zu seinem herrlichen Erfolg.

Noch einige Wochen gingen vorüber, bis Dr. Platter die Heimreise der beiden, ihm so lieb gewordenen Menschen gestattete. Es war aber ein zu guter Menschenkenner, als daß er nicht verstanden hätte, wie der bisher Blinde sich darnach sehnte, die heimatlichen Fluren, Hügel, Berge und Täler wiederzusehen. Schon schrieb man das Jahr 1567. Fast war der Maimonat zu Ende, als die Gäste mit herzlichstem Dank für das große Glück, welches ihnen hier zu teil geworden, von Basels Hochschule und dem großen Meister schieden.

Reich beschenkte sie der Arzt noch, so dass sie nicht zu betteln brauchten. Rüstiger konnten die Wanderer ausschreiten, nachdem Dominikus kein Führung mehr nötig hatte. Freudig bellend sprang der Hund voraus. Von Basel folgten sie dem schönen Rheintal bis Breisach und gingen am Kaiserstuhl vorbei, dem Elztal zu. Ueberall herrliche Frühlingzeit, blumengeschmückte Wiesentäler, grünende Wälder. Jede armselige Hecke am Weg prangte in Blütenpracht. „Ist dies alles für uns allein“, fragte Dominikus, wenn er sah, wie die Menschen denen sie begegneten, kaum einen Blick hatten für die Schönheiten der Natur. Er, der sechs Jahre lang in Nacht und Dunkel gewandelt, hätte aus unendlicher Dankbarkeit gegen den Schöpfer all dieser Herrlichkeiten, bei jedem Blümlein niederknien und es küssen mögen. Vom Elztal nahmen die beiden glücklichen Menschen ihren Weg nach Gutach und von da ins Tal der Kinzig.

Immer wieder wenn die Wanderer an einem herrlichen Fleck Erde Rast hielten, nahm Dominikus in tiefster Dankbarkeit die Hand der Frau an seiner Seite, welche er jetzt Mutter nannte. Wie schön war doch die Welt für ihn, der blind gewesen, wie selbstverständlich all das Blühen und Sprossen denen, die ihr Lebtage sehend durchs Leben wandelten. – Bei Alpirsbach bogen sie ab und nahmen ihren Weg über Dornhan, Bergfelden, Kirchberg zu.

Es war anfangs Juni, ein schöner Sommernachmittag als die zwei Wandersleute dort eintrafen. Des Lenzes Pracht hatte sich auch in der Heimat zur höchsten Blüte entfaltet.

Im Refectorium, dem alten Speisesaal des Kirchberger Frauenklosters, dessen Fenster gegen Süden weit geöffnet, übten die sangeskundigen Klosterfrauen und Mägde Lieder fürs kommende Fronleichnamfest. Vom erstaunten Schaffner, den Beide wohlbekannt, sah er sie doch vor Jahresfrist hier Abschied nehmen, in den Klostersgarten geführt, hörten Dominikus und seine Pflegemutter den fernen Meisen zu. Als jetzt eine Pause einsetzte nahm er seine Geige auf und Luda Sion Salvatore, Luda ducem et pastorem sang Dominikus mit seiner herrlichen Stimme vom Klostersgarten in Gottes schöne Welt hinaus. Droben im Refectorium war tiefe Stille eingetreten, andächtig falteten sie die Hände, Nonnen und Mägde. Wohl hatten sie diesen Hymnus, welcher aus dem 13. Jahrhundert stammt, schon gehört und selber gesungen, aber noch nie mit solcher Inbrunst vorgetragen und von solch wunderbarem Spiel begleitet.

Als der Musikant beendet, schauten sich die beiden Mädchen Barbara und Luzia an, das war ihr Dominikus. Sie baten in den Garten gehen zu dürfen, was die Priorin gern gestattete, denn auch sie selber wunderte es, wer der Sänger wäre. Die Clausur der Dominikanerinnen von Kirchberg war damals notgedrungen gemildert, denn von Pforzheim nach Kirchberg gekommen, fanden sie hier ganz verwarloste Zustände vor. Die Chronistin des Klosters

schreibt darüber: „Welch armes, unerbautes zerrissenes Kloster haben wir in Kirchberg gefunden, dass es zum Erbarmen gewesen ist.“ Deshalb mussten die Nonnen wenn sie fernerhin überhaupt da Leben und Wohnen wollten, selber das Feld bestellen helfen und bei den Bauarbeiten tätig sein.

Drunten im Klostergarten war Barbara auf den Spielmann zugeeilt, während Luzia am Tore stehen blieb. „Mein Bruder, mein lieber Bruder ist wiedergekommen“, rief sie aus und eilte in seine ausgesteckten Arme. „Ja und schau ich bin nicht mehr blind, ich sehe nach langen Jahren wieder“, und seine strahlenden Augen blickten nach dem Gartentor, „auch jenes Mädchen kenne ich von früher her, wo’s noch klein war, es ist des Vogts Luzia.“

„Ja“, schrie diese auf, eilte herzu und schlang in stürmischer Freude ihre Arme um seinen Hals, wie damals als sie Abschied nahmen, nur jetzt in Freude und Glück, vor einem Jahr in Trauer und Weh.

„Ja, deine Luzia bin ich, die du aus den Flammen des Lehnhofs getragen“.

Voll Freude und Dankbarkeit zeigte Dominikus auf seine Begleiterin: „Ohne sie, die mich wie eine Mutter geleitet, wäre ich noch blind“.

Jubelnd umarmten die Mädchen auch sie, die abwehrte, und sprach: „Danket dem lieben Gott und der Mutter Gottes, die uns in Einsiedeln mit dem Doktor zusammengeführt, der dann Dominikus geheilt.“

Auch die Priorin und die Klosterfrauen traten herzu, um staunend zu hören, was in Einsiedeln und beim Arzt in Basel geschehen.

Dominikus griff zu der abseits gelegten Geige. Bei ihm musste alles Freud und Leid in Musik ausklingen. Te Deum laudamus, de Dominum enositetur klangs von Kirchbergs Klostergarten vom Chor der Nonnen gesungen hinaus und Te Deum laudamus tönte es in den nahen Wäldern wieder.

Von den beiden Klostermägden erfuhr Dominikus, daß man auch in der Heimat seiner gedacht und für ihn gesorgt habe. Doch heute durften die Wallfahrer noch nicht heimkehren, so war es Wunsch und Wille der energischen Priorin.

Andern Tags sollten dann die beiden Mädchen frei haben, um sich mit Dominikus und seiner Pflegemutter des Wiedersehens im Heimatdorf freuen zu können.

Die Kräuteranni hatte noch einen besonderen Wunsch. Hier in diesem stillen Erdenwinkel möchte sie, die in ihrer Jugendzeit des Lebens Wirbelwind hinausgeführt in weite Fernen, ihr Dasein beschließen. Kräuter wollte sie den Sommer über sammeln für die Klosterapotheke und im Winter daselbst mitarbeiten an der Bereitung der Arzneien, wie sie es in Basel gelernt.

Mit Freuden stimmte die alte Klosterfrau, welche die Apotheke besorgt zu, und auch die Priorin war einverstanden.

Dominikus wehrte sich dagegen, er wollte seine gute Führerin durchs Schweizerland ständig bei sich haben. Auch Barbara bat solange beim Bruder zu bleiben bis sie im Herbst heimkehrte. Damit war die Pflegemutter einverstanden.

Am anderen Morgen schickte die Priorin einen Boten nach Weildorf und ließ dem Vogt Pfeffer sagen, daß Dominikus der Messnersohn wieder sehend geworden von der Wallfahrt zurückkehre am Mittag werde er dort eintreffen. Mit Riesenschritten eilte Gabriel gleich darauf Kirchberg zu. Nicht weit waren Dominikus und seine Begleiterinnen vom Kloster entfernt und wanderten das Tälchen entlang der Gruoler Halde, als sie Gabriel daher kommen sahen. Er eilte auf den Freund zu, schaute in dessen klare Augen und als der Jugendgenosse seine Hände fasste und sagte Gabriel Freund und Beschützer während der Jahre meiner Blindheit sei begrüßt, brach der starke Mensch in Tränen aus und Freude über das Glück, welches seinem Kameraden zuteil geworden. Als Dominikus erzählte wie die Kräuteranni seine Führerin auf der Wallfahrt nach Einsiedeln, ihn von dort durch die Wälder und Berge der Schweiz zum Doktor nach Basel geleitet habe, nahm er die Frau, welche jahrelang fast kaum beachtet die Hütte seines Vaters bewohnt in seine Arme und rief: „Du gute Anni warst die Aermste im Dorf, hast meinem Freund wieder zum Augenlicht verholfen und mir selbst damals im Holgenwald draußen das Leben gerettet, unser Lebtag wollen wir dir dankbar sein.“

Erzählend wanderten sie heimwärts. Als sie zu dem Kreuz kamen, das an dem Platze stand wo der schwarze Peter geendet und Gabriel berichtete was hier geschehen, faltete die Kräuteranni in stummem Gebet die Hände und eine Träne rann aus den Augen der stolzen Frau. Vielleicht wäre auch ihr einmal ein so trauriger Lebensabschluß beschieden gewesen, wenn sie sich nicht rechtzeitig von dem wilden Wanderleben zurückgezogen. Durch das Wiesental der Weildorfer Weinberghalde schritten die Heimkehrer und ihre Begleitung dem Dorfe zu. Von der Lehngasse her kam ihnen jung und alt entgegen. Die Jugend hatte sich mit Blumen geschmückt, wie sie am Wege blühten und alles umringte die Ankömmlinge. Der Vogt Pfeffer begrüßte sie aufs herzlichste, um ihn war der Rat der Bierer, dem seit des Mesners Tod der Saalhofer angehörte.

Staunend schaute Dominikus in all die freudig erregten Gesichter, von denen er, soweit die Kinder in Frage kommen, viele noch nie gesehen. Dominikus mußte erzählen, bescheiden wollte sich seine Führerin weg nach ihrer Hütte wenden, die beim Brand unversehrt geblieben, aber Gabriel nahm sie an der Hand und hielt sie fest. Sie und Dominikus wurden von der Jugend mit Blumen bekränzt und so im Triumph ins Dorf geleitet.

Ein Jahr war seit der Heimkehr der Wallfahrer verflossen, da standen vor dem Altar der Pfarrkirche in Weildorf zwei Brautpaare, Dominikus mit seiner Luzia und Gabriel der Vogtsohn mit des Mesners Barbara, die sich fürs Leben angehören wollten, nachdem sie soviel Leid und Freud mitsammen erlebt.

(Schluß)

Gabriel hielt im „Klein-Häusle“ Einzug mit seiner jungen Frau und Dominikus bezog das Mesnerhaus.

Die Kräuteranni hatte sich von ihrem Wunsch nach Kirchberg zu gehen, nicht abbringen lassen und ward in der Apotheke dort fernerhin eine Wohltäterin für die ganze Umgebung.

Musik und Gesang zogen im Gotteshaus von Weildorf wieder ein, die verstummt als Dominikus, fort gewesen. Er bildete sich weiter im Lesen und Schreiben und teilte diese Kenntnisse den jungen Leuten mit, so daß diese einen Lehrer hatten.

An schönen Frühlings- und Sommertagen wanderten sie hinaus in Feld und Wald, über Hügel und Täler des Heimatlandes und der Lehrer zeigte ihnen all die Schönheiten der Natur, die Reich und Arm genießen können und für die Dominikus nach langen Jahren der Blindheit soviel Verständnis hatte.

Das Unglück welches dem Dorf wiederfahren, lastete wohl noch schwer auf den Gemütern der älteren Leute, aber bei der Eiche draußen tanzte die Jugend wieder kräftige Reigen und sang mit den Vögelein im Walde drinnen um die Wette:

Grünender Frühling, goldene Zeit
Winter mit Schnee und Eis wie liegst du weit
herrlicher Sommer, Sonne am Himmelszelt
herbstliche Farbenpracht, göttliche Welt.
Wir singen und springen lustig im Land
Reichen die Hände zum fröhlichen Band
Heißa der Frühling Sommer Hurra
Geht's in den Herbst hinein alles ist da.

Schlusswort

Diese Geschichte habe ich erzählt, um das Interesse für unsere engere Heimat und deren Vergangenheit zu wecken. Wenn der und jener Leser, die und jene Leserin bei ihren Arbeiten draußen in Feld, in Wald manchesmal auch derer gedenken, die vor Jahrhunderten hier geschafft, gelebt und gelitten, wenn sie die Flurnamen und ihre Bedeutung für die Heimatgeschichte erkannt, dann haben diese Zeilen ihren Zweck erreicht.

Als Napoleon I. im Jahre 1798 nach Ägypten kam, hielt er eine Ansprache an seine Soldaten und um deren Kampfesmut anzufachen, prägte er das bekannte Wort: „Von den Gipfeln dieser Pyramiden blicken vierzig Jahrhunderte auf euch.“

So müssen auch wir immer wieder im schweren Kampf ums Dasein zurückblicken auf die, welche vor uns waren und sich durchrangen in all den manchesmal schrecklichen Kämpfen der Vergangenheit, in denen sie die Scholle auf der sie geboren, erhalten haben.

Auch von unseren Bergen und Hügeln, aus unseren Wäldern und Feldern blicken mindestens zwanzig Jahrhunderte auf uns, denn hier, im Süden Deutschlands war schon hohe Kultur als Berlin mit seiner Umgebung noch öde Sandwüste war. Wohl zählt unsere Gegend nicht zu den Landstrichen im Deutschen Vaterland, wohin die Fremden aus dem Reich und allen Erdteilen strömen und bewundernd Umschau halten, trotzdem können wir stolz auf unsere Heimat und deren Vergangenheit sein.

Viele böse Wetter sind in den Jahrhunderten über unsere Vorfahren hereingebrochen und haben sie niedergeworfen, daß man kaum mehr an ein Aufstehen glaubte, eines der schwersten davon der 30jährige Krieg.

Wenn ich nächsten Winter wieder hinter meinen Büchern und alten Akten sitze, dann erzähle ich, während an den langen Abenden der Westwind vom Holgenwald her sein uraltes Lied um dem Giebel meines Häuschens im Ortsteil „Kleinhäusle“ singt, was die von Weildorf und der Umgebung in jenen Jahren von 1618 bis 1648 erlebt und erlitten. Voraussetzung bei all diesen Plänen und Versprechungen ist, dass nicht, ehe mans bedenkt, mit geräuschlosen Schritten Einer hinter den Stuhl des Schreibers tritt und ihm still den Bleistift aus der Hand nimmt.